

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

4 (18.2.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Zum Geburtstag des Führers

Deutsche Arbeit. Von Wolfram Keupka.

Wir stehen am Werk. Das Werk ist gut.
Es wächst uns zu aus Aet und Blut.
Und Blut ist Wehr.
Wir markten nicht um Lohn und Stand.
Wir wollen nur - das Vaterland
und seine Ehr'.

So werden Amboss, Hammer, Pflug
uns zum Altar. Was Haß zerschlug,
wirkt Liebe neu.
Sind froh und stark an unserm Platz -
so haben wir der Arbeit Schatz.
Und bleiben treu.

Und Hand zu Hand, und Herz zu Herz
schließt sich der Kreis, treufest wie Erz:
Ein Volk, das schafft.
Wir lauschen still des Blutes Strom.
Wir bauen erst der Arbeit Dom
aus Pflicht und Kraft.

Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!

Stirn und Faust sollen einen Bund schließen, der unlösbar ist. Der Bauer hinter dem Pflug, der Arbeiter am Schraubstock, der Gelehrte in seiner Studierstube, der Arzt am Krankenbett, der Ingenieur bei seinen Entwürfen, sie alle werden sich am Tag der nationalen Arbeit bewußt werden, daß die Nation und ihre Zukunft über alles geht, und daß jeder an seinem Platz das gilt, was er dem Vaterlande und damit dem allgemeinen Besten zu geben bereit ist.

Dr. Goebbels.

Günther Röhrdanz

Dichtung der Schaffenden.

Der Begriff „Arbeiterdichter“ wuchs aus der Standeschichtung der Vorkriegszeit, als die durch die Erfindung der Maschine neugeschaffene Standeschicht der Arbeiter mehr und mehr in den Vordergrund trat, in ihrem Dasein soweit verwurzelt und in das Wesen dieses Schaffens so tief eingedrungen war, daß sich schon einige fanden, die diesem neuen Leben dichterische Form zu geben verstanden. Bezeichnend ist, daß es zunächst nicht unmittelbar in dieser Standeschicht wurzelnde Menschen waren, die die ganze Welt der Maschine bedichteten, sondern solche, die über „Die soziale Frage“ zum Arbeitertum gekommen waren. Das Motiv ihrer Dichtung war im Grunde klassenkämpferischer Art. Diesen Zustand fanden dann die aus der Fabrik gewachsenen dichten Arbeiter vor, als ihre Erlebnisse dichterische Form gewannen. Das Bürgertum war überrascht, dichtende Arbeiter zu finden. Für sie war Arbeiter ein ausgemergelter Mensch aus der Fabrik, dessen Vorhandensein einem unangenehm war, weil er, zur Klasse zusammengerufen, eine unwillkommene Unruhe in das behäbige Dasein der Bourgeoisie zu bringen drohte. Arbeiterdichtung hatte das meist wirtschaftlich unzulängliche Leben dieser Menschen, die im Dienst der Maschine zu Leuchten geworden waren, zum Inhalt, mit dem man sich aus Mitleid beschäftigte.

Der Begriff „Arbeiter“ bekam am 30. Januar 1933 einen anderen Inhalt, als die Revolution der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mit der Ver-

gangenheit aufräumte. Arbeiter war jetzt nicht mehr nur jener an der Maschine und in der Fabrik arbeitende Mensch, Arbeiter war jetzt ebenfalls der Betriebsführer, der Lehrer, der Arzt und wie die Berufe alle heißen.

Am 1. Mai 1933 sagte Adolf Hitler in Berlin: „Es mag einer tätig sein, wo immer — er soll und darf nie vergessen, daß sein Volksgenosse, der genau wie er seine Pflicht erfüllt, unentbehrlich ist, daß die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer Intelligenz, sondern daß sie nur lebt durch die gemeinsame und harmonische Arbeit aller.“

Und am 24. April 1923 sagte der Führer in München: „Sie müssen sich gegenseitig wieder achten lernen, der Arbeiter der Stirn, der Arbeiter der Faust und umgekehrt. Keiner von beiden bestände ohne den andern. Die beiden gehören zusammen, und aus diesen beiden muß sich ein neuer Mensch herauskristallisieren — der Mensch des kommenden Deutschen Reiches.“

Mit dem Durchbruch dieses Reiches am 30. Januar 1933 war also dann auch der Klassenunterschied beseitigt. Man sollte annehmen, daß damit der aus dem Klassenkampf einmal entstandene Begriff „Arbeiterdichtung“ oder „Arbeiterdichter“ verschwunden wäre. Dem ist aber leider nicht so. Vielmehr finden wir ihn als selbstverständlich auch in die neueren Abrisse über die Entwicklung der Dichtung übernommen. Bei den

Sprechhören junger Dichter, die die Arbeit, das Werk, die Fabrik zum Inhalt haben, sprechen wir ganz natürlich von „Werkdichtung“. Sobald man aber dann in den Bereich der Literatur übergeht, wird von „Arbeiterdichtung“ gesprochen. Wenn wir über diesen überholten Begriff so ausführlich sprechen, so handelt es sich hier in keiner Weise um Wortflaubereien, vielmehr geht es um eine grundsätzliche Frage und die Klärung eines Begriffes, der nun einen neuen Inhalt bekommen hat.

Wenn wir heute von Werkdichtung sprechen, so treffen wir damit viel eher das, was wir im Dritten Reich mit dieser Art Dichtung meinen, in einem Staat, der den Klassenkämpferischen Begriff der Arbeiterdichtung nicht mehr kennt. Den großen übergeordneten Begriff können wir Arbeitsdichtung nennen. Hierunter fallen dann alle die Dichtungen, die aus dem schaffenden Volk entstanden, die Bauerdichtung ebenso wie die Werkdichtung, auf die wir hier jetzt etwas genauer eingehen wollen.

Wie wir schon oben sagten, waren die ersten Dichtungen, die sich mit dem Arbeiter befaßten, nicht von Männern, die am Amboss und Schraubstock, im Werk und unter Tag ihren Mann gestanden hatten, sondern kamen aus den Reihen der Dichter, die über „Die soziale Frage“ zu diesem Stoff gekommen waren. Sie griffen diese Stoffe aus Mitleid oder um der Idee des Klassenkampfes willen auf. Wenn wir unter diesen Gedichten auch einige wirklich gelungene finden, so fehlt dieser „Arbeiterdichtung“ aus Bürgerkreisen doch das Erlebnis der Arbeit. Damit aber fehlt ihnen das, was uns heute für die Werkdichtung das wesentliche ist, nämlich, daß der dichtende Mensch aus dem auf-rüttelnden Erlebnis heraus zum dichterischen Wort gedrängt wird, daß er das Erlebnis selbst in dichterischer Form wiedergibt. Ohne das Erlebnis bleibt alle Dichtung Literatur. Daran aber haben wir aus der letzten Vergangenheit genug.

Wenn wir einmal aus der Fülle der aus bürgerlichen Kreisen kommenden Dichtungen nur das vielgenannte, ausgezeichnete Gedicht „Der Arbeitsmann“ von Richard Dehmel herausnehmen und hierhersetzen, so werden wir den Unterschied zu den Dichtungen eines Mannes wie Heinrich Lersch sofort erkennen.

„Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über die Ähren weit und breit
das Schwalbenvolk blitzen sehn,
o, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind,
wir Volk!

Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all' das, was durch uns gedeiht,
um so froh zu sein, wie die Vögel sind —
Nur Zeit!

Es ist bezeichnend, daß dieses in seiner Art fraglos gelungene Gedicht im Jahre 1896 aus Anlaß eines Preisauschreibens des „Simplizissimus“ entstanden ist und damals preisgekrönt wurde. Der Dichter selbst hat also das Preisauschreiben zum Anlaß genommen, die Not und den Mangel, an denen viele Arbeiter, nicht aber er selbst unter ihnen, damals litten, zu bedichten. Daß es ihm so ausgezeichnet gelungen ist, verdankt er seinem dichterischen Können und seinem Nachleben.

Genau so steht es mit den Dramen Gerhart Hauptmanns, die sich mit sozialen Stoffen befaßten.

Die Dichter aus den Reihen der Schaffenden, sie wuchsen in dieser Zeit erst heran. Und der Beginn einer großen Weltwende, die mit dem Ausbruch des Weltkrieges 1914 einsetzte, hat den Dichtern aus den Reihen der Arbeiter den Griffel in die Hand gegeben und ließ sie mit unauslöschlichen Buchstaben ihre Namen gemeinsam mit ihrem Erlebnis in das Buch der deutschen Dichtung einschreiben. Namen wie Bröger, Lersch, Pegold und Engelke tauchten blitzartig zunächst auf, um dann aber von da ab nicht mehr aus den Reihen unserer Werkdichter zu verschwinden. Wohl hat sie nicht erst der ausbrechende Krieg zu Dichtern gemacht, aber in diesem großen geschichtlichen Geschehen entstanden die Gedichte, die ihnen mit einem Schlag einen Namen machten. Zu Beginn des Jahres 1915 rief Karl Bröger sein „Bekennnis“ in die begeisterte Masse des Volkes, das mit den schönen Versen schließt:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
nur, wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Zerrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk' es, o Deutschland.“

Wenn auch dieser letzte Vers, der zu dem schönsten gehört, was damals aus dem Munde eines einfachen Arbeitsmannes kam, durch Bethmann Hollweg im Deutschen Reichstag zur patriotischen Phrase gemacht wurde, so war Karl Bröger, der damals Achtundzwanzigjährige, mit einem Schlag zum berühmten Dichter geworden, dessen Wort in aller Munde war. Und als Heinrich Lersch damals während einer Andacht seiner Mutter ein paar Abschiedsworte in das Gesangbuch schreiben will, da wird daraus sein „Soldatenabschied“.

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kam uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn das Vaterland zu schützen!
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben!
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riechst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den andern reihen,
Du sollst keinen feigen Knechten freien!
Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüber schallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Das Schlußwort dieses Gedichtes „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ ragt wie ein leuchtendes Fanal über die Kampfsjahre der Bewegung bis in unsere Gegenwart hinein.

Das waren zwei von den Menschen, die sich eine natürliche starke Erlebnis kraft bewahrt hatten, die frei waren von aller Literatur. Gerade deswegen findet auch bei ihnen immer das im Augenblick stärkste Erlebnis dichterischen Ausdruck. Und gab es in der Zeit, als die beiden Gedichte entstanden, für einen erlebnis starken Menschen etwas Erschütternderes und Aufwühlenderes als das Erlebnis des zur Gemeinschaft gewordenen Volkes!

Da trat der Sang von den Maschinen, vom Werk, von Not und Weh zurück hinter der Einsatzbereitschaft für Deutschland. Und es darf uns nicht verwundern, daß die besten Lieder damals aus dem Munde der Männer klangen, die mit ihrer Dichtung nur im tiefen Erlebnis wurzelten. Was Wunder also, daß das große Ereignis des Kriegsbeginnes in der Dichtung dieser einfachen Menschen alles andere in den Hintergrund drängte. Die Männer der Arbeit eifereten untereinander in ihrer Einsatzbereitschaft für Deutschland, und wirklich war Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester.

Dieses große geschichtliche Geschehen ist für die Beurteilung des Schaffens der dichtenden Männer der Arbeit wichtiger als alles das, was später das System mit ihnen und aus ihnen machte, wenigstens für die bedeutenden dieser Männer.

Gerade diese Stunde, die jeden deutschempfindenden Menschen auf seinem Platz erwartete, teilte ganz deutlich die wahrhaftigen Dichter, deren Schaffen im Erlebnis der Arbeit wurzelte, von den Literaten, die in irgendeiner Villa im Grunewald ihre sozialistischen Saffgefänge schmiedeten, bei deren Fabrikation sie weniger Gefahr liefen, sich auf den Daumen zu klopfen, wie wenn sie in einer Fabrik am Werkstisch ge-

standen oder im Bergwerk unter Tag einmal Kohlen gefördert hätten. Sie hatten sich in ihrer Dichtung die Zerstörung dessen zur Aufgabe gesetzt, was damals impulsiv zum Durchbruch kam und auch die packte, die sie schon ganz in ihrem Lager glaubten. Eine oberflächliche Literaturgeschichtsschreibung hat die Lage der damaligen Dichtung der Schaffenden in „Für den Krieg“ und „Gegen den Krieg“ geteilt, statt in die Männer zu teilen, die dem Gebot der Stunde folgten und die, die bereit waren, ihr „Vaterland“ zu verraten. Wenn wir uns heute einmal die Gedichte, die man in dieser Stunde unter dem Namen Arbeiterdichter „Gegen den Krieg“ zusammenfaßte, ansehen, so ist es bezeichnend, daß es Juden waren, die sich damals in dieser Stunde bereit fanden, Deutschland zu verraten. Der uns heute schon zur Genüge bekannte Franz Werfel flagt damals: „Des Geistes Haus zerflossen“ und geifert dann weiter: „Kenne, renne, renne gegen die alte, die elende Zeit!“ Und sein Kassengeosse Walter Hasenclever findet damals nur folgende Verse:

„Haltet wach den Haß. Halte wach das Leid.
Brenne weiter am Stahl der Einsamkeit!
Glaub' nicht, wenn du liest auf deinem Papier,
Ein Mensch ist getötet, er gleicht nicht dir.“

Das sind die Saffgefänge, die von den Nachbetern dieser Geister für „Arbeiterdichtung“ gehalten wurden, weil sie sich mit der damals im Arbeiterum weit verbreiteten Not und dem Elend befaßten.

Inzwischen sind diese gereimten Agitationsreden lange verblaßt. Es lebt aber die echte Dichtung. Von selbst schieden diese Nachwerke und ihre Verfasser aus dem Schaffenskreis aus, als die Dichtung ihren wirklichen Ton, Stoff und Klang fand, als aus dem Haß gegen die Maschinen als Arbeitermörder die Liebe zum Werk wurde, als aus den Dichtern der Arbeit die Sehnsucht sprach, auch einmal Licht, Sonne, Freiheit zu haben. Das wiederum konnten nur die erleben, die täglich im Werk standen, die unter Tag ihrer harten Arbeit nachgingen. Der Mensch mit seiner starken Erlebnis kraft, derjenige, der mehr schaut und erlebt und das Erlebnis in der Sprache verdichten kann, der wahrhaftige Dichter also, er blieb. Es änderte sich aber seine Haltung zu seiner Umwelt. Das Wie blieb, es änderte sich das Was in der Dichtung der Schaffenden.

Wohl waren auch die Dichter als Arbeiter in den Gewerkschaften des Systems organisiert, denn sie mußten ja arbeiten können, um ihr Brot zu verdienen; doch daß man sie damals zu Dichtern einer Partei machte, war das Werk derjenigen, die mit dem Schaffen dieser Menschen Geld zu verdienen verstanden. Für diese waren die Dichtungen gefragte Ware der Weltanschauung, wie die Arbeitskraft des Arbeiters für den Kapitalisten. Was wußten schon die einzelnen Dichter von den Geschäften, die andere mit ihren Dichtungen machten. Sie waren froh, wenn ihnen bei ihrem kärglichen Lohn ihre Dichtungen ein kleines Honorar durch Abdruck in einer Zeitung einbrachten. Man täte vielen dieser Dichter Unrecht, wenn man ihnen daraus heute einen Vorwurf machen wollte. Sie gehörten zur Gewerkschaft, wie jeder andere Arbeiter damals auch, als Dichter aber hatten sie kaum etwas damit zu tun. Ausnahmen gibt es natürlich auch hier.

Einem Mann, wie Heinrich Lersch z. B., fehlte ja überhaupt das Bewußtsein, daß er ein Dichter war.

Davon zeugt am besten die Entstehungsgeschichte seines „Soldatenabschied“ und die Erzählung in seinem Band „Mut und Übermut“ „Hammer und Feder sind beide von Stahl“, in der er von der Entstehung seines einzig schönen „Dank dir, Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst“ schreibt, in der er auch davon erzählt, wie er zum erstenmal über das Wort „Dichter“ nachdachte:

„Dann setzte ich mich auf den warmen Amboss und ruhte aus. Schmieden ist Schmiedsache, wenn Dichten Gottes-Gnadensache war, dann hatte ich ja gar nichts zu entscheiden. Dann lag die Entscheidung bei Gott und nicht bei mir. Gab er mir die Gnade — gut —, enthielt er sie mir, so wollte ich gewiß nicht traurig sein.“

Aus diesen wenigen Zeilen, die den Kesselschmied vom Rhein so ganz charakterisieren, spricht dieselbe Gläubigkeit wie aus den Worten Karl Brögers, die er einem 1924 aus 1200 von allen jungen Dichtern des schaffenden Volkes zusammengetragenen Gedichtbändchen voransetzte:

„Keine Angelegenheit der Literatur, dafür ein Dokument des in den Tiefen des Volkes ringenden Geistes.“

Dieser Glaube an die eigene Kraft, der dann zum aufrüttelnden Durchbruch kam, wenn eine gemeinsame, zusammenführende Idee die Männer der Arbeit zur Kameradschaft zusammenschmiedete, mußte im Dritten Reich zu einem neuen gewaltigen Durchbruch kommen. Die besten der Männer, die einst aus ihrer Zeit wachsende Not zu Dichtern gemacht hatte, die zum Beginn des großen Völkerringens als Rufer auftraten, wuchsen aus der anfänglichen Notgemeinschaft ihrer Familie und Klasse über die Kameradschaft des Weltkrieges hinein in die Volksgemeinschaft des neuen Reiches. Hier stand die Erfüllung ihrer Sehnsucht, auch als Menschen von Wert geachtet zu werden, hier wurde aus der Wertung ihrer Arbeit als Ware die anerkannte Leistung. Die Umwertung aller Werte hatte auch die neue Wertung der Arbeit gebracht. An die Stelle eines Standesadels war der Adel der Arbeit getreten. So wurde die Arbeitsdichtung, in der das Erlebnis der „Schönheit der Arbeit“ aufklang. Wie wir diese Arbeitsdichtung in jedem Arbeitskreis finden, beim Bauern, beim Fischer, beim Handwerker, so klingt auch aus den Werkhallen unserer großen Fabriken das frohe Lied der Arbeit. Wenn wir von diesen Dichtungen als von Liedern sprechen, so treffen wir damit etwas ganz Charakteristisches an ihnen. Die allermeisten dieser Gedichte sind zum Singen geeignet. Schon gesprochen klingen sie, und bezeichnend ist, daß eine Anzahl von ihnen schon vertont wurde. Wir wollen hier noch einige der schönsten Gedichte folgen lassen. Dabei aber gleich betonen, daß wir natürlich niemals im Rahmen dieser Arbeit die vorläufig noch unüberschaubare Fülle erschöpfen können. Auch liegt es nicht im Sinne dieses Überblicks, eine umfassende literarische Abhandlung über die Arbeitsdichtung zu geben, vielmehr liegt es ja in unserer Absicht, vom

Geist und dem seelischen Erlebnis dieser Art Dichtung zu sprechen.

Karl Bröger sang in schwerer Zeit: „Ja, so wird es einmal sein“, und Engelke sehnte sich in die Natur mit den Worten: „Ich weiß, daß Berge auf mich warten.“

Glaube und Sehnsucht, das sind die zwei Grundpfeiler, die sich in den einfachen Worten dieser beiden schlichten Menschen ausdrücken. Glaube und Sehnsucht, diese beide lebten als Grundpfeiler in allen echten Gedichten der Schaffenden.

Und die, die Erfüllung ihres Sehns und Hoffens erlebten, sie sprechen heute mit A. Schaffner den „Gruß an den Führer“, der ausklingt in dem Vers:

„Ich aber will mit schwieligen Händen
Zelfen,
Dein herrliches Werk vollenden,
Als schlichter Genosse
Im staubigen Kleid!“

Sie wissen alle, wem sie das alles zu verdanken haben, was ihnen die Gegenwart gab. Die Reisen mit „Kraft durch Freude“, die ihre alte Sehnsucht nach fernen Ländern stillen, die NSV., die für Mutter und Kinder sorgt, das Winterhilfswerk, das über die schweren Stunden hinweghilft. Und in solcher Stunde ruft Heinrich Lersch in seinem „Werk-Feierlied“:

„Tritt heran, Arbeitsmann,
Tritt hervor aus hartem Bann,
Alle, die dem Werktag dienen,
Im Gebraus der Kraftmaschinen.
Wer noch helfend kämpfen kann:
Tritt heran, Arbeitsmann!“

Käder drohn, Flammen lohn,
Donnernde Motorenfron.
Gottes sind die Kraftgewalten;
Uns schuf er, sie zu gestalten!
Zu beherrschen den Dämon!
Käder drohn, Flammen lohn!

Meeresflut, Feuerflut,
Land und Werk sind Gottesgut!
Land und Werk sind uns gegeben,
Daß wir frei und ehlich leben!
Brot und Schutz komm' all'n zugut,
Die's geschafft in Schweiß und Blut.

Werkertag, Hammerschlag,
Jeder Tag ist Schöpfungstag!
Brüder, in der Liebe Namen
Singt gewaltig unser Amen!
Werkertag, Hammerschlag:
Daß es Gott gefallen mag!“

Das Bewußtsein vom Wert ihrer Arbeit ist erwacht. Es klingen nicht mehr Laßgesänge über das Los Verstoßener. Der Sohn des Maurers Max Barthel, einer, der das Lied der Arbeit in Lyrik, Drama und Roman sang, der 1926 schrieb: „Es ist ein langer Weg nach Deutschland“, er spricht heute:

„Wir sind des Werktags Soldaten,
Was wir ergeissen, wird Geist,
Die Arbeit ist Ruhm, Kameraden,
Der zur Unsterblichkeit reist.
Sinweg mit allem verderblichen
Bemühen von schwerem Los,
Wir Schaffenden sind die Unsterblichen,
Unsterblich und namenlos!“

Und an anderer Stelle klingt sein Gedicht, das heute schon als Lied über die Lippen tausender schaffender Menschen gegangen ist:

„Arbeitervolk, die Stunde hat geschlagen,
Arbeitervolk, die neue Zeit beginnt,
Die Fahnen sollt ihr durch die Lande tragen,
Herbei, marschieret, der Tapfere gewinnt!“

Arbeitervolk, es dröhnt die dunkle Erde,
Arbeitervolk, uns ruft das Vaterland,
Damit das Volk ein Leib und Leben werde,
Marschieren wir und reichen uns die Hand.

Arbeitervolk, es leuchtet rot die Sonne,
Arbeitervolk, der Tag der Ernte naht,
Vorwärts zum Sieg, du Kühne Sturmkolonne,
Zum Sieg, zum Sieg: im Anfang war die Tat!“

Das Herz der Arbeiter schlägt höher, wenn im Werk das Eisen wieder glüht, wenn die Schloten wieder rauchen und die Hämmer wieder dröhnen. Der Rhythmus dieser Arbeit schwingt in dem Lied des Hilfsarbeiters Oskar Bergien:

„Es furcht der Pflug — die Esse loht!
Es wird dem Volke wieder Brot,
Aus unserer Tat geboren!
Es weicht die Not,
Die uns bedroht.
Es furcht der Pflug — die Esse loht —
Es dröhnen die Motoren!
Es wird dem Volke wieder Brot,
Aus unserer Tat geboren!“

Schon immer haben sie in ihren Reihen das Rechte vom Falschen geschieden, den Kameraden vom Nutznießer. Sie wissen auch um ihre Dichter. Das, was wir oben vom echten und falschen Dichter sagten, hier finden wir es in den Versen Otto Lerschs:

„Das ist ein Dichter:
Der im Volke steht
und in die Hände spuckt
und anpackt
und nach der Arbeit
seine Brüder ruft
und sie begeistert
und sie hinführt
zur Gemeinschaft.“

Und Hermann Braun, der Sohn eines Schuhmachers aus Ohrdruf, schreibt die wuchtigen, gemeißelten Sätze in „Volk an der Arbeit“ und setzt der Dichtung der Schaffenden damit ein Denkmal:

„Lied deutscher Arbeit, brause empor,
Künde des Schaffens Ehre und Ruhm!
Jubelnde Klänge rauschen im Chor:
Seil dir, du deutsches Arbeitertum!“

Einenden Geistes erhabene Macht
Herzen und Hirne zu Taten entfacht.
Hammerschlag dröhnt, Erntefang tönt,
Segen der Arbeit ruht über dem Land — —
Ehre dem Fleiß, ehre dem Schweiß,
Ehre dem Schaffen der Stirne und Hand!“

So ist aus dem Massenbegriff Arbeiter heute ein Ehrenname geworden, den jeder in Deutschland vom Führer bis zum Kumpel unter Tag trägt, der ehrlich sein Tagwerk schafft. Und was Fritz Lötte in seinem Vorwort von dem Kumpel sagt, es gilt für alle Schaffenden:

„So stehen wir in heißer Arbeitsschlacht
Im Bauche der Erde, in dunkler Nacht.
Es rasen die Pulse, es klopf uns das Herz!
Dennoch! Deutschland braucht Kohle, Deutschland
Glückauf!“ [braucht Erz]

Aus diesen Versen spricht das gleiche stolze „Dennoch“, das einst Heinrich Lersch zu Beginn des Weltkrieges in „Deutschland muß leben . . .“ aussprach. Es hat wieder für jeden einen Sinn bekommen, für dieses Deutschland zu leben, zu arbeiten und . . . zu sterben, wenn es sein muß. Tiefer Friede liegt über allen Schaffenden und in das „Marschlied“, das Peter Hagen und Hans Jürgen Tierentz einst dem Arbeitsdienst sangen, stimmen alle mit ein, wenn es da heißt:

„Unsre Gewehre sind blitzende Spaten,
Unsre Granaten sind harter Stein.
Wir sind Soldaten
Von Werken und Taten.
Wir wollen Soldaten der Arbeit sein!“

Wir tragen die Piken, bedienen Motoren,
Wir schippen den Sand, und wir karren die Loren!
Spaten und Beil,
Hammer und Keil
Sollen das Wappen unsrer Fahne sein!“

Die Fahnen aber flattern stolz, wenn alle Schaffenden in Reih und Glied in Deutschland stehen. Am Nationalfeiertag des deutschen Volkes stehen alle nebeneinander, die Hände gefaßt, und es klingt Heinrich Lerschs Lied aus mit dem zukunftsrohen Vers:

„Leuchte, scheine, goldene Sonne,
Unserm Vormarsch in die Welt,
Uns, die nun im Anfang stehn,
Keine Macht noch Fessel hält.
Alte, Junge! Neue Menschen!
Werkbeglückt einander nahn,
Menschen, keinem andern Geiste
Als der Liebe untertan.
Drum, mein Hammer, schwing und halle,
Läute Frieden, Hammerschlag!
Ruf mit deinem Stahlgefange
Stadtvolk, Landvolk, Brüder alle,
In den großen Arbeitstag.“

So klingt der große Arbeitstag aus mit dem Lied der Schaffenden. Brausend klingt das Lied der Arbeit empor über deutsches Land und gibt der Arbeitsdichtung ihren letzten Sinn und Zweck.

Karl Pröger **Wie mein Gedicht Bekenntnis entstand.**

Bereits im Jahre 1916 hat eine literarische Zeitschrift ausgerechnet, daß kein Gedicht in deutscher Sprache so oft gedruckt worden ist wie „Bekenntnis“. 40 Millionen Abdrucke wurden schon damals errechnet, eine Zahl, die sich in den zwanzig Jahren seither vervielfacht haben dürfte. Wie oft das Gedicht zitiert und rezitiert worden ist, hat noch niemand ausgerechnet. Die Schlussverse sind dreimal im Reichstag zitiert worden, zum erstenmal von dem verstorbenen Reichskanzler von Bethmann Hollweg. Bis in die neueste Zeit hinein berufen sich offizielle und nichtoffizielle Redner auf diese Verse, bei welchen Gelegenheiten und mit welchen kleinen Abwandlungen ist manchmal erstaunlich.

Eine Sache, die derart im Mittelpunkt steht, erregt natürlich die Wissbegierde. Dieser Wissbegierde genügt die Tatsache des Gedichtes allein nicht. Sie fragt nach näheren Umständen und will etwas erfahren über die Entstehung, den Anstoß, die Eingebung. Nun läßt sich über Lyrik bewußt so gut wie gar nichts aussagen, am wenigsten vom Dichter selbst, der im entscheidenden Augenblick der Eingebung das willenlose Sprachrohr eines höheren Willens ist. Nicht er dichtet dann, sondern „es“ dichtet durch ihn. Von diesem „Es“ läßt sich nur aussagen, daß es kommt, wann es will und durch keinen Akt des Willens zu beschwören ist. Wer darüber mehr weiß, sollte mit seiner Wissenschaft nicht hinterm Berg halten. Mir genügt die Erkenntnis, daß sich darüber nichts erkennen läßt.

In diesem Sinne sind von mir bisher alle Anfragen entschieden worden, die sich auf das Wunder der Inspiration beziehen. Ich kann auch heute darüber nicht mehr und nichts anderes sagen. Klar läßt sich dagegen über die äußeren Umstände sprechen, die mein Gedicht „Bekenntnis“ begleitet und zum Teil auch wohl mitgeformt haben. Über diese äußeren Umstände will ich deshalb auch reden, schon um einige hartnäckige Legenden zu zerstören.

Mein „Bekenntnis“ ist einige Tage vor Weihnachten 1914 entstanden, nicht schon im Sommer 1914, wie immer und immer wieder behauptet wird. Ich war damals von meiner Granatverletzung eben wiederhergestellt und zum neuen Ausrücken ins Feld bereit. Eingekleidet war ich bereits wieder und wartete nur noch auf den Marschbefehl. Mein Ersatz-Truppenteil lag in der Nachbarstadt Fürth. Ich nützte diese Gelegenheit aus und ließ mich, so oft es nur ging, in meine Vaterstadt Nürnberg beurlauben. Mit der Straßenbahn war ich in einer kleinen Stunde daheim.

Einige Tage vor Weihnachten 1914 befand ich mich zu Besuch in meiner Arbeitsstelle, der Redaktion der „fränkischen Tagespost“, und sah die neuesten Berichte vom westlichen Kriegsschauplatz nach. Es wurden Kämpfe aus der Gegend von Arras gemeldet, wo ich Anfang Oktober verwundet worden war und das Regiment verlassen mußte. Eine sehr wunderliche Stimmung überkam mich, und gegen meine sonstige Gewohnheit ging ich zu Fuß heim. Der Weg führte um den Stadtgraben. Es war ein trüber Wintertag, der

sich seinem Abend näherte. Ganz deutlich sehe ich wieder den Himmel vor mir, weißgrau verhängt und im Westen von einem zerfetzten Abendrot gestriemt. Dort im Westen, wo dieses blutige Rot hing, waren die Kameraden. Ich stand auf einmal wieder mitten unter ihnen, lauter älteren Reservisten und Landwehrmännern, zu einem großen Teil Arbeiter aus Nürnberger und fürther Fabriken, sah Notre Dame de Lorette, den Bouvigny-Wald und die herrlichen Türme von Mont Saint Eloy, und kämpfte ihren schweren und entsagungsvollen Kampf mit. Jetzt eben lag wohl schweres Feuer auf den nassen und von drei Seiten her besunknen Gräben von Souchez und Ablain. Mitten in diesem Feuer standen sie und trotzen dem Tod. Alles das sah und durchlebte ich mit einer fast schmerzhaften Deutlichkeit. In halber Betäubung ging ich meinen Weg und auf diesem Wege vom Frauentor bis zum Stadtpark rangen sich in mir die Worte meines Gedichtes „Bekenntnis“ los. Ich könnte heute nicht mehr sagen, wie lange ich für diesen Weg gebraucht habe, ob es Stunden waren oder nur der Teil einer einzigen Stunde. In der Rückschau scheint der Vorgang auf wenige Minuten zusammengedrängt.

Die Verse, die in einem einzigen, von keiner Stockung unterbrochenen Fluß kamen, wurden mir erst in der Niederschrift bewußt. Sie lauteten:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß, wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
Deutschland.

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefversteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein
Haus,
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern
wund.

Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
nur, wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herzlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

Einige Tage nach Weihnachten sandte ich dieses Gedicht an den „Simplizissimus“. Meinen Namen nannte ich nicht, sondern unterzeichnete die Verse: „Von einem Arbeiter.“ Mit diesem Zeichen wurde das Gedicht auch in einer der ersten Nummern des „Simplizissimus“ im Januar 1915 abgedruckt. Der Eindruck der Verse übertraf alle Erwartungen. Sie gingen durch die ganze deutschsprachige Presse, sind in allen Sammlungen aufgenommen und erscheinen auch in ausländischen Anthologien als Musterstück deutscher Poesie.

Ich selbst bin auf diese Verse festgelegt, manchmal mehr, als ich meinen andren Versen gegenüber verantworten kann. Es gibt nämlich von mir noch andere Gedichte. Nichts hat mir jedoch mehr Eindruck gemacht als die Tatsache, daß im Laufe der Jahre mein Gedicht „Bekentnis“ unter den verschiedensten Verfasseramen aufgetaucht ist. Wem dieses Gedicht gefiel, und es sind nicht wenig Menschen, denen es gefallen hat, der setzte seinen Namen darunter und gab es als sein Erzeugnis zum Abdruck weiter. Mir fällt

es nicht bei, darüber unglücklich zu sein und ein Wehgeschrei über Plagiatoren anzustimmen. Aus dem Volksgeist empfangen, wollen die Verse wieder in den Volksgeist zurück, und daß ich als Dichter mit meinem Namen bekannt geworden bin, soweit diese Verse in Frage kommen, ist keine ungetrübte Freude. Ich war schon vom Instinkt richtig beraten, als ich „Von einem Arbeiter“ unterschrieb.

Das Gedicht „Bekentnis“ wäre schon am besten namenlos geblieben.

Erich Dreyer

Idee und Gestalt der Deutschen Arbeitsfront.

Nur wer den Nationalsozialismus als eine totale Weltanschauung erfaßt hat, kann auch das Wesen und die Aufgabe der Deutschen Arbeitsfront richtig werten. Der Kampf des Führers galt der Neuformung des gesamten Volkslebens und damit dem Neubau des Staates als der organisierten Lebensform des Volkes. Das Arbeitsleben wurde zwar im verflossenen Zeitalter des Liberalismus durch äußere gesetzliche Maßnahmen des Staates in gewissem Umfang geordnet. Daß es aber ein wesentlicher Faktor des Volkslebens überhaupt ist, trat nirgends bewußt in Erscheinung. Nur zu oft ist die Tatsache ausgesprochen worden, daß der Mensch seine Arbeit in dem überwundenen Zeitalter des Liberalismus als ein notwendiges Übel zur Befriedigung primitivster materieller Lebensbedürfnisse sah. Und es ist selbstverständlich, daß die große Zahl der arbeitenden Menschen in einem Staate, der das Arbeitsleben nur formaljuristisch ordnete und in dem das Recht immer bei dem war, der die Macht besaß, in ihrer Tagesarbeit einen tieferen Sinn nicht erkennen konnte. Dieses immer mehr umsichgreifende Bewußtsein von der Sinnlosigkeit der Arbeit, von der Rechtslosigkeit und Verlassenheit des einzelnen Arbeitsmenschen mußte zwangsläufig zu einer tiefen Zerrüttung des Volks- und Staatslebens führen und gleichzeitig die Sehnsucht nach einer sinnvolleren Ordnung wecken. Es war doch so, daß der Arbeiter täglich wohl die Fehler und Unzulänglichkeiten, die Korruption und Unfähigkeit des Systems sah. Er sah aber auch, daß neben den Elementen der Zerstörung auf allen Lebensgebieten ständig Neues wurde und wuchs, das auch ihm hätte dienen können, aber das nicht für ihn bestimmt war, an dem er keinen Anteil hatte. Der gesunde Menschenverstand des schlichten und unverbildeten Volksgenossen sagte ihm eindringlich, daß dies alles keine natürliche Ordnung sein könne.

Das Erlebnis des großen Krieges, das so tief in das Volksleben einschneidet, ist nicht auszulöschen. Welche Fülle von Widersprüchen mußte es im deutschen Arbeiter auslösen, der auf Leben und Tod verbundenen Frontkameradschaft gedachte und nun wieder ein

Volk vor sich sah, das in Klassen und Stände und Parteien, Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften zerrissen war, die sich alle auf das Erbitterteste bekämpften, die nur ihren materiellen Vorteil suchten und die die Niederlage des Gegenspielers im eigenen Volke als ihren Sieg triumphierend herausposaunten. Nur wenn man dieses alles sich immer wieder vor Augen führt, kann man den Sinn des neuen Wandens erfassen.

Der Nationalsozialismus ist eine totale Weltanschauung. Seine Erkenntnisse leitet er ab aus dem biologischen Werden, aus der naturgewollten Gebundenheit unseres Daseins. Von dieser Erkenntnis wird die Neugestaltung unseres gesamten Volks- und Staatslebens wie auch die Neuformung aller einzelnen Lebensbezirke beherrscht. Wir haben uns daran gewöhnen müssen, in allem zuerst das Ganze zu sehen. Die neue Weltanschauung fordert von uns ein ganzheitliches Denken. Aus diesem ganzheitlichen Denken heraus gewinnt die Deutsche Arbeitsfront ihre Idee und ihre Gestalt.

Wie so vieles andere ist auch neu die Erkenntnis, daß nicht nur essen und trinken, sich kleiden und wohnen zu den Lebensbedürfnissen des Volkes und damit des einzelnen gehören, sondern auch das Arbeiten! Arbeit ist eine Lebensnotwendigkeit für das Volk wie für den einzelnen Volksgenossen, und sie ist ebenso sehr eine der wesentlichsten Lebensaufgaben. Dadurch wird die Arbeit zu einem Wert an sich. Die zur Gesamtleistung zusammengeballte Arbeit des Volkes bestimmt den Wert eben dieses Volkes, so wie die geleistete Arbeit jedem einzelnen seinen Wert gibt. Die Erkenntnis von dem Wert der Arbeit an sich mußte machtvoll in das Bewußtsein des gesamten schaffenden Volkes gepflanzt werden, um die vermeintlichen Wertunterschiede und Gegensätze zwischen den einzelnen zu beseitigen. Sie fand ihren lebendigen Ausdruck in der gewaltigen Organisation der Deutschen Arbeitsfront, die die Gesamtleistung des Volkes repräsentiert.

In ihr wird der Wert des einzelnen für die Gemeinschaft nicht bestimmt durch die Frage: welche Tätig-

heit übst du aus, bist du ein Handarbeiter oder Kopfarbeiter, bist du Gefolgschaftsmann oder bist du Betriebsführer, hast du Besitz oder bist du besitzlos? — sondern einzig und allein durch die Frage, bist du ein anständiger Kerl, der in seiner Tagesarbeit sein bestes leistet! Die Deutsche Arbeitsfront ist somit die Gesinnungs- und Leistungsgemeinschaft aller Schaffenden.

Die Deutsche Arbeitsfront kann die Idee des Nationalsozialismus von der unlösbaren Verbundenheit, d. h. der Ganzheitlichkeit des Volkslebens nur erfüllen, wenn sie ihr erstens in ihrer äußeren, d. h. organisatorischen Form Gestalt verleiht, zweitens wenn die von ihr zu leistenden Aufgaben auf die Ganzheit abgestellt sind. Auf das durch die Deutsche Arbeitsfront zu betreuende Arbeitsleben angewandt, bedeutet dies die Verwirklichung eines der bedeutendsten Kernsätze des Reichsleiters Dr. Robert Ley, in dem er sagt: „Der Betrieb ist eine Ganzheit.“ So sehen wir die schaffenden Menschen gegliedert in Reichsbetriebsgemeinschaften, als der wesentlichsten Gliederungsform der Deutschen Arbeitsfront, in der die gleichgearteten Betriebseinheiten zusammengeschlossen und auf ihre volks- und wirtschaftspolitische Aufgabe ausgerichtet werden. Die Aufgabe der Reichsbetriebsgemeinschaften ist einmal die weltanschauliche Schulung und Erziehung der schaffenden Menschen, wie zum andern die Abwicklung der Restbestände an sozialpolitischen Streitfragen. Und sie ist weiter die Beeinflussung der Arbeit dieser Betriebsgruppen in einer auf das Gesamtwohl des Volkes abgestellten wirtschaftspolitischen Richtung, wie das in den Arbeitsausschüssen und Arbeitskammern zum Ausdruck kommt. Daneben obliegt ihnen als eine ernste Aufgabe die Berufserziehung der ihnen anvertrauten Menschen.

In dieser Aufgabenstellung wird deutlich, daß einmal der Betrieb aus der Sphäre des Einzelinteresses herausgenommen ist und zu einer Gemeinschaftsaufgabe wurde, und zum andern, daß Sozialpolitik, Wirtschaftsgestaltung und Berufserziehung nur in enger Verbindung miteinander allgemeinnützlich bestehen können, weil sie einander bedingen. Hieraus ergeben sich alle die vielgestaltigen Einzelaufgaben, die die Deutsche Arbeitsfront inzwischen angepackt hat und auf die wir im einzelnen kurz eingehen wollen.

Wenn die Arbeit von dem einzelnen als Lebensaufgabe gewertet und erkannt werden soll, wenn er sich seiner Verpflichtung zur Arbeit und Arbeitsleistung für die Volksgemeinschaft bewußt werden will, hat das zur Voraussetzung geordnete Betriebsverhältnisse, die in einer vertrauensvollen Gemeinschaftsarbeit zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft bestehen müssen. Sie zu formen, zu wahren, Störungen zu beseitigen ist die Aufgabe des sozialpolitischen Apparates der Betriebsgemeinschaften und Rechtsberatungsstellen der DAF. Der Wille und die Verpflichtung zur Gemeinschaftsarbeit in den Betrieben muß durch die weltanschauliche Schulungsarbeit immer wieder gefestigt und untermauert werden, weil jede Gemeinschaft nur bestehen kann, wenn sie gebunden ist an Gesinnung und Charakter des einzelnen. Das stellt Anforderungen sowohl an Betriebsführer wie an die Gefolgschaft, die gegenseitig bereit und befähigt sein

müssen, durch ihre Führeigenschaften und ihr Vorleben wie durch die Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Führerprinzips und Gefolgschaftswilligkeit der Gemeinschaft zu dienen. Ihre Arbeit in und für die Gemeinschaft wiederum kann nur mit ganzer Hingabe geleistet werden, wenn der einzelne ihr auch innerlich verbunden ist. Solche Verbundenheit aber wächst erst aus der Beherrschung der Arbeitsaufgabe und der Arbeitsmittel. Berufserziehung im Sinne der Deutschen Arbeitsfront heißt demzufolge, den Menschen die echte Verbundenheit zu ihrer Arbeitsaufgabe zu geben

1. durch die richtige Berufswahl, die sich auf die vorhandenen Anlagen stützen muß („Der rechte Mann an den rechten Platz“),
2. durch bestmögliche Entwicklung der Anlagen und Fähigkeiten,
3. durch Aufzeigung der Zusammenhänge zwischen Einzelleistung und Gesamtleistung des Betriebes, des Wirtschaftszweiges, der Volkswirtschaft und schließlich des internationalen Leistungsaustausches zwischen den Volkswirtschaften.

Aus diesen Erkenntnissen heraus muß sich das Pflichtbewußtsein jedes einzelnen entwickeln, aus der Beherrschung der Arbeitsaufgabe und Arbeitsmittel die Freude am Werk. Die Mittel, deren sich die Deutsche Arbeitsfront zur Erfüllung gerade dieser Berufserziehungsaufgabe bedient, sind außerordentlich vielgestaltig, jedoch immer auf die Ganzheit des Berufs- und Arbeitslebens eingestellt. Aus dieser Aufgabenstellung heraus ergibt sich auch, daß die in der Deutschen Arbeitsfront durchgeführten Berufsschulungsmaßnahmen lediglich ein Teil der umfassenden Berufserziehung sind und demzufolge eine völlig neue Wirkung auslösen.

So wie der deutsche Arbeitsmensch durch die Erziehung der Deutschen Arbeitsfront zur Einflußnahme auf die Gestaltung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens des Volkes geformt wird, wird er auch in allen anderen Lebensbezirken durch die DAF. geführt und betreut. Das gewaltige Werk „Kraft durch Freude“ gestaltet durch die Abteilung „Schönheit der Arbeit“ seine Werks- und Arbeitsräume, sorgt für wirkliche Erholungsstätten in den Arbeitspausen, füllt seinen Feierabend aus, indem es ihn hinführt zu den Werken und Werten der deutschen Kultur und des deutschen Gemütslebens. Die Ferienfahrten geben ihm das Erlebnis der engeren und weiteren Heimat, zeigen ihm die Schönheit der Welt. Das Heimstättenamt bemüht sich um die Erstellung wirklicher Heimstätten für den deutschen Arbeiter. In Verbindung mit dem Amt für Volksgesundheit wird für das Wohl der Arbeiterfamilien gesorgt. Die Unterstützungseinrichtungen der DAF. bannen die ärgste Sorge in den Wechselfällen des Lebens. Es gibt kein Lebensgebiet, das die Deutsche Arbeitsfront nicht an den deutschen Arbeiter heranträgt, das er nicht mitträgt und in dem er nicht mitwirkt. So ist die Organisation der 20 Millionen in echtem Sinne die Gemeinschaft aller Schaffenden, die große Erziehungsstätte des deutschen Menschen, der Hort der nationalsozialistischen Welt- und Lebensanschauung.

Hymne vom Schweiß.

Ich sehe dich, Volk,
auf deinem Weg die tausend Jahre her,
wie du eindringst in düstere Wälder
und dem Lichte Gassen haust
mit Axt und Hammer,
sehe den Pflug dich führen
über gerodetes Land
und erste Ernte einfahren
in offene Scheuer.

Und sehe dich Steine brechen,
sie behauen und schichten himmelan
zu Dom und Burg,
zu Häusern und Brücken,
daraus dir deine Städte wuchsen.

Wuchs mit dir herein
in eiserne Zeit,
die aus Millionen Essen die Sonne ver-
und auf Schienen und Stahl [qualmt
Berge und Ebenen durchrattert,
kreischen von Metall, Dröhnen der Motore
und geller Pfiff ihr Lied.

Und stehe am Ufer eines Stroms,
den Poren deiner Geschlechter entsprungen,
Strom deines Schweißes,
der jede Stunde unseres Daseins befruchtet,
Blutstrom deiner Arbeit, mein Volk!

Köstlicher kein Öl noch Balsam
in aller Welt
als ein Tropfen aus diesem Strom,
gefallen von furchiger Stirn,
rinnend von den geschwellten Muskeln
deines Werktags!

Herrlicher sah ich dich nie
denn in deiner Arbeit, Volk,
und weiß um keine Andacht,
größer als diese Andacht
vor deinem ewigen Schweiß.

Von der Berufsahnentafel zur Erkenntnis der Volksgemeinschaft.

Ein Beitrag zur Auswertung des familienkundlichen Unterrichts¹.

Dem individualistischen Denken der Vergangenheit steht das Denken und Leben der Gemeinschaft in der nationalsozialistischen Anschauung gegenüber. Die Erkenntnis, daß alle Deutschen eine Volksgemeinschaft bilden, ist die Voraussetzung für diese Anschauung und vor allem auch für das Bekenntnis zur Volksgemeinschaft. Daraus folgt, daß die Volksgenossen, besonders die Jugend, in diesem Sinne erzogen werden müssen. Neben die Vermittlung von Kenntnissen und Erkenntnissen treten die Willensbildung und die persönliche Leistung auf rassistischer Grundlage; erst dann wird der neue, wahrhaft deutsche Mensch geschaffen sein². Dieses Endziel der rassen- und nationalpolitischen Erziehung erfordert sorgfältige Bearbeitung. Das Bewußtsein von der Volksgemeinschaft zu vermitteln, ist — wie wir bereits zur Genüge erfahren haben — eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Gewiß ist das Wort „Volksgemeinschaft“ heute in aller Munde; aber über seinen Begriff herrschen doch noch die unklarsten Vorstellungen. Daß Betonung und Wert auf „Gemeinschaft“ gelegt werden muß, ist manchen noch neu; an gemeinsame Abstammung und Rassenseele, gemeinsame Sprache und Kultur werden wenige denken.

Unsere politische Erziehungsarbeit wird hier also einsetzen. Daß die Vermittlung der Erkenntnis der Volksgemeinschaft vor allem Aufgabe des familienkundlichen Unterrichtes ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Da familienkundliche Betrachtungen sich auf den gesamten Unterricht erstrecken³, wird das eine oder andere „Fach“ bei dieser Vermittlung in den Vordergrund treten. Dabei wird man dies gerade hierbei niemals an einem bestimmten Schema erarbeiten können, da Bekenntnis- und Leistungswille der Erkenntnis folgen müssen. Ausgangspunkte und Arbeitswege können ganz verschieden sein; so kann man z. B. von der Ahnengemeinschaft ausgehend zum Ziele gelangen; außer diesem rein familienkundlichen Gesichtspunkt führt auch die erbbiologische Betrachtung über die Blutsgemeinschaft zur Erkenntnis der Volksgemeinschaft⁴.

¹ S. Beitrag: H. S. Friederichs, Die Bedeutung des familienkundlichen Unterrichtes für die rassenpolitische Erziehung, nachgewiesen an der Behandlung des Geburtenrückgangs. Bl. f. Schulpraxis und Erziehungswissenschaft, 46. Jahrgang, Heft 2, 1935.

² H. S. Friederichs, Den neuen Menschen schaffen. NS-Briefe, Schulungsblätter der NSDAP. im Rhein-Main-Gebiet, Frankfurt a. M., 23/24, März 1934.

³ H. S. Friederichs, Grundsätzliches zum familienkundlichen Unterricht. „Badische Schule“, im Druck.

⁴ H. S. Friederichs, Die Erkenntnis der Ahnengemeinschaft und ihre Bedeutung für die nationalpolitische Erziehung. „Pädagogische Warte“, 41. Jahrgang, Heft 21, 1934.

für die vielfach unklaren Vorstellungen von der Volksgemeinschaft müssen wir die individualistische Geschichtsauffassung und deren Einfluß auf die Erziehung in den vergangenen Jahrzehnten verantwortlich machen, die nur von Einzelwesen und Einzelständen und niemals von Gemeinschaften sprachen. Ist diese Ursache nur in der historischen Auffassung zu suchen, so könnte man zu der Ansicht gelangen, daß die Erkenntnis der Volksgemeinschaft nur auf dem Wege der genealogisch-biologischen Betrachtungsweise vermittelt werden könne. Demgegenüber möchte ich im folgenden auch einen Weg zu dieser Erkenntnis über die Historie und Soziologie zeigen, die allerdings — wie die gesamte neue Geschichtsauffassung⁵ — ebenfalls rassenbiologisch gesehen wird.

Inwieweit diese Gedankengänge, die hier keine erschöpfende Darstellung erfahren sollen, im Unterricht zu verwerten und auszubauen sind, hängt von der Reife der Klasse und der Erziehungskunst des Lehrenden ab. Selbst wenn sie nicht unmittelbar im Unterricht zu benutzen sind, mögen sie manchem Erzieher vielleicht doch willkommen und für seine Grundhaltung, die sich ihrerseits wieder im Unterricht auswirkt, nutzbringend sein. —

Den Ausgangspunkt zu dieser Betrachtung bildet die Berufsahnen- oder die Berufssippentafel. Auf Grund der ausführlichen Personalbeschreibung ordnet der Schüler die Berufe seiner Ahnen oder Sippengenossen in das Schema einer Ahnen- oder Sippentafel ein, indem er an Stelle der Namen und Daten die Berufe einträgt und sie durch charakteristische Farben (Bauer: braun wie die Scholle; Schmied, Schlosser usw. grau-blau wie Stahl; Kaufmann: gelb wie goldene Münzen; Soldaten: feldgrau wie Uniformtuch usw.) kennzeichnend hervorhebt⁶. Schon beim Auffuchen solcher Farben wird man auf die Schwierigkeit stoßen, für jeden Beruf eine besondere Farbe wählen zu können; die Zahl der zur Verfügung stehenden Farben reicht bei weitem nicht aus. Man wird verschiedene Berufe zu Gruppen zusammenfassen müssen, von denen jede eine bestimmte Farbe erhält, wie dies soeben am Beispiel der Eisen verarbeitenden Berufe (Schmied, Schlosser, Eisendreher, Fräser, Former, Gießer, Draht- und Blecharbeiter, Monteur u. dgl.) erwähnt wurde. Zur Gruppe Kaufmann wird man zweckmäßig Großkaufmann, kaufmännischen Angestellten, Direktor, Reisenden, Bankbeamten, Händler und Verkäufer vereinigen können. Diese Hinweise zeigen deutlich die Vielheit der Berufe in allen Zweigen. Hinzu kommt

⁵ H. S. Friederichs, Familienkunde als Grundlage für den Geschichts- und den Geographie-Unterricht. Im Druck.

⁶ H. S. Friederichs, Du und deine Ahnen. „Deutsche Jugend“ (Jugendrotkreuz), Novemberheft 1933.

nach, daß gegenüber der früheren, verhältnismäßig kleinen Anzahl verschiedener Berufe im Laufe des letzten Jahrhunderts und der letzten Jahrzehnte ungeheuer viele und mannigfaltige Berufe entstanden sind. In jedem neuzeitlichen Adressbuch stehen die Vertreter der alten Handwerks-, Kaufmanns- und Gelehrtenzweige neben dem Kraftwagenlenker und der Kontoristin, neben dem Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten, neben dem Radiotechniker und dem Flugzeugmonteur, neben dem Diplom-Ingenieur und der medizinischen Laborantin. Wollte man hier Grenzen ziehen und scharf abgegrenzte Gruppen bilden, so würde man wohl recht bald die Unmöglichkeit eines solchen Versuches erkennen; in vielen Fällen wird man den Beruf eines Menschen nicht genau umschreiben können, weil er seinen Beruf öfters wechselt oder weil er eine besondere Spezialarbeit verrichtet. Berufsunterscheidungen schwanken stark; oft unmerklich sind die Grenzen zwischen ungelerntem und gelerntem Arbeitertum, zwischen letzterem und dem Handwerk schwanken sie erst recht, auch zwischen Kleinbaurntum, Arbeitertum und Handwerk sind sie verwischt; ja selbst zwischen Kaufmanns-, Beamten-, Gelehrten- und Soldatentum sind Abgrenzungen zuweilen schwierig, dazu tritt stellenweise noch das Großbaurntum. Wir sehen: Berufsgruppen in großen Zügen lassen sich zwar aufstellen, aber scharfe Abgrenzungen einzelner Zweige sind kaum vorhanden.

In dieser Feststellung liegt schon die Erkenntnis verankert, daß die verschiedensten Berufe keineswegs als störende Keile in das Volk hineingetrieben sein können. Aufteilung in Berufsgruppen ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Spaltung des Volkes in Klassen, wie es die Klassentheorie eines Karl-Marx-Mordochai glauben machen wollte; diese führte zu der Auffassung von einer Verschiedenwertigkeit der „Klassen“, dem Standesdünkel auf der einen und dem Klassenhaß auf der anderen Seite und dann zu der Spaltung der Volksgemeinschaft. Einen Vorläufer hatte diese Auffassung schon Jahrhunderte früher in der Standestheorie des Dominikaners und Scholastikers Thomas von Aquino (1224—1274), der die angeblich festgefügte Standesgrenzen als gottgewollt hinstellte. Die Beweggründe beider Anschauungen liegen klar und brauchen hier nicht erörtert zu werden. Beide Theorien irren, weil ihre Voraussetzung, daß es Standes- oder Klassengrenzen gäbe, falsch ist. Wir sahen schon, daß klare Abgrenzungen zwischen den meisten Berufsgruppen der Gegenwart unmöglich sind. Die marxistische Lehre hat dies im Grunde genommen selbst erkannt, da sie all die vielen Zweige des Arbeitertums mit dem Handwerk, dem Kleinbaurntum und z. T. auch dem Angestellten- und Beamtentum zum „Proletariat“ vereinigte und den besitzenden „Klassen“ entgegenstellte. Daß aber auch zwischen diesen beiden „Klassen“ keine scharfen Grenzen vorhanden sind, ist jedem Beobachtenden klar.

Verfolgt man die Berufszahlen- oder Berufsspitzen-tafel bis in die Zeit vor 1800 zurück, so findet man, daß in der weiter zurückliegenden Zeit die Berufe keineswegs die Mannigfaltigkeit von heute aufweisen. Die Ursachen für die Aufteilung der alten Handwerker-, Kaufherren-, Beamten- und Gelehrtenstände

in kleine und kleinste Berufsgruppen bis zum einzelnen Spezialisten sind mancher Art. Die Aufhebung des mittelalterlichen Junstzwanges und die Gewährung der Freizügigkeit gaben die Voraussetzungen; die Entwicklung von Handel, Wirtschaft und Verkehr — Zollverein, Eisenbahn, Dampfschiff, Auto, Flugzeug; Gas, Elektrizität, Chemie; Telefon, Telegraf, Radio — forderte die Ausbildung von Spezialisten auf jedem Gebiete; die fortschreitende Technifizierung der Fabriken und Betriebe hatte die Umstellung vieler Handwerks-, Kaufmanns- und Gelehrtenzweige zur Folge. Diese Aufteilung und Spezialisierung aller Berufe griff sogar auf die konservativen Gruppen der Wissenschaftler und Soldaten über; während es anfangs nur Mediziner, Juristen und Theologen gab, zu denen dann noch die Philosophische Fakultät kam, wimmelt es heute geradezu von Disziplinen, besonders in der Medizin und der Naturwissenschaft (um nur einige zu nennen: Anatomie, Physiologie, Pathologie, Bakteriologie, Pharmakologie, Therapie, Psychiatrie, Chirurgie, Orthopädie, Gynäkologie, Augen-, Ohren- und Nasenheilkunde, Zahnheilkunde, Erbbiologie, Rassenhygiene, Gerichtliche Medizin; oder: Astronomie, Theoretische und Angewandte Physik, Geophysik, Chemie, Technologie, Metallurgie, Pharmazie, Mineralogie, Geologie, Paläontologie und Paläobotanik, Geomorphologie, Ethnologie, Anthropologie, Zoologie, Entomologie usw.). Der Wissenschaftler von heute ist nicht mehr der universelle Alleswisser, wie es noch ein Alexander von Humboldt oder ein Goethe sein konnten. Selbst das Soldatentum hat sich in die Vertreter der neuesten Waffengattungen der Spezialartillerie (Flak-, Minen-, Gas-, Schiffs-, Torpedo-, Festungsartillerie), der Panzerwagen und Tanks, der Luft- und Unterseewaffen geteilt. Die Anforderungen der Neuzeit haben auf allen Gebieten eine solche Aufteilung notwendig gemacht; eine weitgehende Arbeitsteilung ist eingetreten, wie sie in jedem gesunden größeren Organismus vorhanden sein muß. In jedem größeren Pflanzen- und Tierkörper haben sich, als es in der Entwicklung vorteilhaft erschien, Gruppen von Zellen gebildet, die bestimmte Funktionen wie Ernährung, Atmung, Aufnahme und Leitung von Sinnesreizen, Fortbewegung oder Fortpflanzung zu erfüllen haben. Trotz dieser zuweilen, besonders bei den höchstentwickelten Organismen, stark differenzierten Arbeitsteilung bilden alle Zellengruppen mit besonderen Aufgaben einen einzigen Organismus, in dem jede Gruppe von dem Wohl oder Wehe der anderen Gruppen abhängig ist; wird eine Gruppe streifen (etwa durch Verletzung, Nahrungsmangel u. dgl. hervorgerufen), so werden bald alle anderen Zellgruppen in Mitleidenschaft gezogen: der Organismus ist geschädigt oder geht gar zugrunde. Ich erinnere hier an die Fabel, die der Römer Menenius Agrippa im Jahre 494 v. Chr. den ausgewanderten Plebejern erzählte, um sie wieder zur Rückkehr nach Rom zu bewegen; danach versagten die menschlichen Glieder dem Magen, der sich mit Nahrung füllen ließ und nach der Ansicht der Glieder sonst nichts tat, den Dienst; als sie ihm keine Nahrung mehr zuführten, erhielten sie von ihm keine Zufuhr neuer Kräfte mehr und merkten, daß der Magen für die Glieder ebenso gearbeitet hatte wie diese für ihn.

So ist die Arbeitsteilung im Organismus eines Volkes durchaus keine Spaltung der Gemeinschaft; allerdings ist für das Verständnis dieser Tatsache erforderlich, daß das Bewußtsein des Aufeinanderangewiesenseins und der gemeinsamen Abstammung wach bleibt!

Bis tief in das Mittelalter hinein treten in den Berufstafeln die verschiedenen Zünfte des Handwerks, die Gilden der Kaufleute und die Ritterschaften des Adels auf; aus allen rekrutieren sich Beamte, Gelehrte und Offiziere. Dazu kommt die große Masse des Bauerntums. Zwar gliedern sich diese „Stände“ in einzelne Gruppen, die sich Zünfte, Gilden, Bruderschaften, Ritterschaften, Bünde u. ä. nennen; aber jeder „Stand“ bildet doch eine geschlossene Einheit. Ohne weiteres lassen sich die Angehörigen der heutigen unzähligen Berufsgruppen in ihren Vorfahren auf einen oder anderen der mittelalterlichen Stände zurückführen (ältere Schüler unter Anleitung des sachkundigen Lehrers können dies in den meisten Fällen erreichen, neben Akten der Pfarr-, Dorf- und Stadtarchive geben geschichtliche Veröffentlichungen wichtige Aufschlüsse).

Von den mittelalterlichen Ständen besitzt jeder in seinen Organisationen eine starke konservative Kraft; diese innere Abgeschlossenheit des Standes führt zu Schranken um den eigenen Beruf, den „Standesgrenzen“ des Thomas von Aquino und des Karl Marx. Beide verkennen aber den Zweck dieser Schranken; während der eine sie als gottgewollt und ihre Überschreitung als gegen die göttliche Ordnung verstößend bezeichnete, baute sie der andere zu seiner bekannten Verelendungstheorie aus. Gewiß hat jede Zunft, Gilde oder Ritterschaft scharfe Gesetze und Bestimmungen; sie sind zunächst von rein organisatorischer Bedeutung und regeln Führung, Mitgliedschaft, Wert, Preis und Absatz der Ware, Lebensführung in Beruf, Familie und Gemeinschaft (Beruf, Dorf, Stadt, Land, Volk, Kirche). Ihre Hauptaufgabe ist aber bis jetzt noch kaum beachtet worden: nämlich die rassische Keinerhaltung des Volkes! Aus diesem Grunde mußte der Knappe seine rittermäßige, der freie Bauer seine freie Abstammung nachweisen, aus demselben Grunde forderte man vom Handwerker und Kaufherrn neben dem Nachweis eines erlernten Berufes, eines gewissen Vermögens vor allem den einer freien, ehrlichen, deutschen Herkunft, bevor sie in Stadt- und Berufsgemeinschaft aufgenommen werden konnten. Zwar konnten auch Außenseiter (Günstlinge, Einheiratende, Einkaufende) Eingang finden; stets waren sie aber deswegen unerwünscht, weil man nur selten eine Kontrolle über ihre (rassische!) Herkunft hatte. Aus demselben Grunde lehnte man auch die Aufnahme Unehelicher ab, nicht weil man einen Makel an ihnen sah, sondern weil man ihre Herkunft nicht kannte. In alten Zunftakten liest man oft die Forderung, daß der Aufzunehmende „von allen vier ahnen rechter deutscher art und ehelich geboren sei“; im Jahre 1480 wird dem Jacoff Echolz aus Sonnenwalde bekundet, daß er geboren sei „vom frommen Dewtzczen biddenleuten von vater und von mutter und von allen seynen vier anen“. Auch das Aufschwören der Ahnentafeln beim Nachweis der Ritterbürtigkeit hatte letzten Endes denselben Zweck: die Kassereinheit des Adels zu erhalten. Neuerdings

hat auch Günther⁷ darauf hingewiesen, daß die Aufnahmegebräuche bei Gilden, Zünften usw., die z. T. große Härten und Schonungslosigkeiten in der Prüfung der Neulinge aufweisen, sich unmittelbar von den nach Rasse und Erbgesundheit auslesenden Jugendweihen germanischer Stämme ableiten. Auf die rassischen Aufgaben der Zünfte wies kürzlich auch Sommerlad⁸ hin; gegenüber nderen Ständen hat das Bauerntum seine Reinrassigkeit mit am besten wahren können⁹.

Die „Standesgrenzen“ haben also ganz anderen Zwecken gedient, als ihnen von Aquino und Marx zugeschrieben wurde: es waren **Kassenschranken!** Bereits das alte Germanien kannte Kassengesetze und Kassenschranken zwischen freien (Herren) und Unfreien (Knechten). Zum germanischen Volke gehörten nur die freien; sie waren vorwiegend nordisch-fälischer Rasse, während die Unfreien als Nachkommen unterjochter nichtgermanischer Völkerschaften meistens der westischen oder der ostischen Rasse angehörten¹⁰. Zwischen den freien, gleichgültig ob es sich um Edellinge oder um Bauernkrieger handelte, waren Ehen erlaubt; Verbindungen zwischen freien Mädchen und Unfreien wurden mit Ausweisung oder Tod der Beteiligten geahndet¹⁰; nicht Standesgrenzen, sondern Kassenschranken! Noch im deutschen Mittelalter konnten Ritterbürtige Töchter des freien Bauernstandes heiraten, wie es Gustav Freytag im 3. Bande seiner „Ahnen“ schildert: der ritterbürtige, aus altgermanischem Königsgeschlecht stammende Ivo heiratet die freie Bauerntochter Friderun, ohne in seiner Rassen- oder Standeschre geschädigt zu werden.

Die altgermanischen Kassenschranken setzten sich in den Gesetzen des Rittertums, der Zünfte usw. fort. In späteren Jahrhunderten ist die Hauptaufgabe der Standesordnungen bewußt oder unbewußt beiseite geschoben worden. Besonders machte sich hierbei der Einfluß der Kirche bemerkbar, die aus dem „Rassenchaos der Mittelmeervölker“ (Günther) heraus Kassenschranken in Deutschland nicht anerkannte und Ehen zwischen frei und unfrei förderte. Diesem fremden Einfluß kam allerdings folgendes zustatten. Die Schicht der unfreien, nichtnordischen Knechte (die ja nicht zum Volke zählten), war ursprünglich dünn. Im Laufe der Jahrhunderte kamen durch die zahlreichen Kriegszüge und Eroberungen in immer stärkerem Maße auch Angehörige der feindlichen, vorwiegend nordischen Herrenschicht der verschiedenen germanischen und keltischen Völkerschaften in die eigene Knechteschicht, so daß beim Einbruch des Christentums die rassischen Unterschiede zwischen freien und Unfreien stellenweise nicht mehr allzu groß waren. Aus der ursprünglichen rassischen Ebenburt konnte sich unter dem Einfluß der Kirche nur noch eine ständische Ebenburt entwickeln, die aber mit der allmählichen Aufgabe der rassischen

⁷ G. F. K. Günther, Herkunft und Kassengeschichte der Germanen. München 1935.

⁸ D. Sommerlad, Das Rassegefühl des deutschen Handwerkers in der Vergangenheit. „Volk und Rasse“, 10. Jahrgang, Heft 10, 1935.

⁹ A. W. Darré, Neuadel aus Blut und Boden. München 1930.

¹⁰ Vgl. die Lex Salica, Lex Burgundiorum, Lex Wisigothorum usw.

Forderungen ihre Bedeutung mehr und mehr verlor und schließlich zu Erscheinungen wie der Beseitigung des Junftzwanges und der Judenemanzipation führen konnten.

Im Laufe dieser Entwicklung wurde zwar die Überschreitung dieser Schranken aus rassen-, später berufs-erhaltenden Gründen erschwert. Daß sie aber überhaupt überschritten werden konnten und überschritten wurden, zeigt doch, daß die Theorien von Aquino und Marx auf irriger Basis aufbauen. Zu allen Zeiten konnten Beruf und Stand gewechselt werden, wenn gewisse Voraussetzungen erfüllt waren. An einer weit zurückführenden Berufsahnentafel ist leicht zu erkennen, daß auch in früheren Jahrhunderten ein und derselbe Beruf selten mehr als fünf Generationen in der Familie bleibt; Adel und Bauerntum bilden allerdings Ausnahmen. Dann erfolgt sozialer Auf- oder Abstieg. Ein ständiger Wechsel herrscht zwischen den einzelnen Ständen, wenn man die Geschichte einer Familie im Generationenmaßstab sieht. Der nachgeborene Bauernsohn wandert in die Stadt, seine Söhne und Enkel sind Handwerker, aus den nächsten Generationen wird einer Kaufherr und gelangt durch Geld oder Heirat in das städtische Patriziat, seine Nachkommen werden Beamte, Gelehrte und Offiziere, erhalten durch adlige Heiraten vielleicht den Adel. Oder der Landadlige, zu dessen Ahnen vielleicht Könige zählen, gelangt ins Stadtpatriziat, seine Enkel betreiben Handel und Handwerk, vielleicht gehen deren Nachkommen im Handarbeitertum auf. Da nicht jedem Erzieher solche Beispiele bekannt oder greifbar sind, mögen hier einige charakteristische Abstammungsreihen geboten werden.

Der Urururgroßvater Goethes war der Bauer Hans Goethe in Verfa in Thüringen, auch sein Sohn Hans († 1686) ist noch Bauer, sein Geschäftssinn zeigt sich daneben im Betrieb einer Branntweimbrennerei, seine Führernatur in der Übernahme des Amtes eines Gemeindevorstehers; dessen Sohn Hans Christian Goethe (1633—1694) zieht nach Artern, erlernt ein Handwerk (Zusammenschmied) und wird Ratsmitglied; mit ihm beginnt der Aufstieg der Goethes. Sein Sohn Friedrich Georg (1657—1730), des Dichters Großvater, ist zwar schwächlich und lernt darum das Schneiderhandwerk, ist aber eine aufwärtsstrebende Natur; er lebt mehrere Jahre in Paris, läßt sich dann in Frankfurt nieder und erwirbt sich binnen kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen; durch seine Heirat mit der Wirtin des Weidenhofs wird er Gastwirt und erhebt den bescheidenen Gasthof bald zu einem der ersten in Frankfurt. Seinen Sohn Johann Kaspar (1710—1787) läßt er Jura studieren, der sich den Titel eines Kaiserlichen Rates kauft; dadurch erhält er Eingang in die Schulteiffenfamilie Textor-Lindheimer. Aus der Ehe Goethe-Textor geht das Genie Goethe hervor¹¹.

Ein weiteres Beispiel:

Senne, aus (unfreiemb?) Bauerntum, kommt 1402 aus Ködelheim nach Frankfurt und wird Bartscherer.

Claus, sein Sohn, treibt Handel im Hause Stalburg zu Frankfurt.

¹¹ Ausführlich in der empfehlenswerten Broschüre von W. Kauschenberger, Goethes Abstammung und Rassenmerkmale. Leipzig 1935.

Claus Stalburg, dessen Sohn, treibt Großhandel zwischen Lübeck und Venedig; durch seine Heirat mit einer verarmten Patriziertochter wird er 1468 selbst unter die Frankfurter Patrizier aufgenommen.

Claus Stalburg der Reiche, 1469—1524, einer der reichsten Männer seiner Zeit, wird Schöffe der freien Stadt Frankfurt; mit seinem Sohn

Hans Stalburg, Kaufmann, tritt ein sozialer Stillstand ein; mit dessen Sohn

Augustin Stalburg, setzt sich der Aufstieg fort, er ist Großkaufmann in Genua und heiratet in beiden Ehen Italienerinnen,

seine Töchter heiraten in die vornehmsten italienischen Geschlechter der Marchese di Cera, Lecegnio, di Negro, Doria und Spinola¹²:

Ein anderes Beispiel zeigt zwar einen langsameren Aufstieg, dafür aber einen höheren Gipfel¹²:

Johannes Zinckgraf, aus dem Bauerntum, wird 1473 Frankfurter Bürger; sein Enkel

Lorenz Zinckgraf, ist bereits Münzmeister beim Herzog von Simmern, seine Tochter

Eleonore Zinckgraf, heiratet 1588 den kurpfälzischen Beamten Christoph von Schertz

Kaspar von Schertz ist fürstl. ölsnischer Rat,

Eleonore von Schertz heiratet 1648 Hans v. Promnitz,

Hans Christoph von Promnitz,

Maria Eleonore von Promnitz heiratet 1704 Heinrich XXIV. Graf Reuß jüngere Linie,

Heinrich VI. Graf Reuß zu Köstritz,

Friederike Gräfin Reuß zu Köstritz heiratet 1767

Johann Christian II. Graf zu Solms,

Amalie Henriette Charlotte Gräfin zu Solms heiratet 1789 Karl Ludwig Fürst zu Hohenlohe-Langenburg,

Ernst II. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg,

Adelheid Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg heiratet 1856 Friedrich Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg,

Auguste Viktoria zu Schleswig-Holstein-S. A. heiratet Wilhelm II. von Hohenzollern und wird dadurch Deutsche Kaiserin.

Dieses Beispiel ist geradezu typisch in seiner Folge: Bauer — Handwerker — Beamter — Landadliger — Graf — Fürst — Herzog — Kaiserin.

Für die umgekehrte Reihenfolge, den sozialen Abstieg, könnte man die vielen bürgerlichen und bäuerlichen Volksgenossen nennen, die vom Frankenkaiser Karl und anderen Königen und Kaisern abstammen wollen. Da diese Behauptungen vielfach auf Überlieferungen beruhen und wegen der Lückenhaftigkeit der Quellen nicht einwandfrei nachzuprüfen sind, möchte ich ein etwas bescheideneres Beispiel anführen¹³:

Herzog von Holstein-Norburg, seine Tochter

Dorothea Hedwig von Holstein-Norburg, 1636—1693, gewesene Äbtissin von Gandersheim, heiratete den Hofrat und Kammerer Christoph Graf zu Ranzow,

¹² Aus 100 ähnlichen Beispielen von H. Majer-Leonhard, Wurzeln und Zweige. 2. Heft, Frankfurt a. M. (Geneal. Gesellschaft), 1933/34.

¹³ Aus dem Archiv des Familienverbandes der Geschlechter Friederichs, Frankfurt a. M. — Soffenheim.

Alexander Leopold Anton Graf von Kanow, 1679 bis 1747, General,

Ferdinand Anton Graf von Kanow, Oberst, heiratet Louise Henriette, Baronin von Brockendorf, die eine Tochter des Prinzen Wilhelm Ludwig von Schwarzburg-Rudolstadt ist,

Gustav Adolph von Kanow heiratet Anna Adelhaid Böckmann,

Anna Adelhaid von Kanow, 1793—1868, heiratet den Feldwebel Johann Heinrich Schaefer,

Dorothea Henriette Schaefer, 1828—1902, heiratet August Wilhelm Friederichs, Leutnant zu Bremen, aus südhannoverschem Bauerngeschlecht.

Anscheinend als Folge der ehelichen Verbindungen erfolgt der Abstieg: Herzog — Graf — Offizier — Landadel — Bürgerliche aus Bauernblut.

Außerordentlich aufschlußreich für den sozialen Auf- und Abstieg ist der erwähnte Geschichtsroman Freytags „Die Ahnen“, in dem das königliche Geschlecht der Ingersleben zum Kleinbürgertum der König (Namenswechsel!) hinabsteigt, während aus dessen ursprünglich unfreien Dienstmannen der Landadel von Ingersleben wird.

Man hat schon öfters darauf hingewiesen, daß alle

unsere Ahnen irgendwo und irgendwann im Bauerntum verschwinden. In der Tat tauchen in jeder Berufsahnentafel bald die Bauern auf, auch bei Beamten- und Gelehrtenfamilien; selbst der aus bäuerlichen Ministerialen entstandene Landadel und der aus germanischem Bauernkriegertum hervorgegangene Uradel machen hiervon keine Ausnahme. Somit wurzeln wir alle in einem Berufe, der Arbeit auf der Scholle. Das Wort von der Verbundenheit von Blut und Boden bewahrheitet sich damit aufs Nachdrücklichste.

Im Zeitmaß der Generationen gibt es also keine Standesgrenzen; ein ständiges Auf und Ab geht durch die Familie; die Gründe hierfür habe ich an anderer Stelle geschildert². Letzten Endes wurzelt das gesamte Volk im germanischen Bauernkriegertum. Es ist eine Ahnengemeinschaft³, eine Gemeinschaft des Blutes, des Schicksals, der Sprache und Kultur und nun auch der Bodenverbundenheit! Standesdünkel und Klassenhaß verschwinden, und das Bewußtsein, das tiefe Empfinden, Glied einer vollklichen Einheit zu sein, die trotz der soziologischen Differenzierung auf eine einheitliche Wurzel zurückgeht, bricht durch: die Erkenntnis der Volksgemeinschaft!

Dann folgt die Bildung des Willens zur persönlichen Leistung, zum Bekenntnis zur Volksgemeinschaft.

Heinrich Lersch Kameradschaft im Werktag.

Sommernacht im Sügelland, Hitler-Jugend, Zelte weiß im Mondlicht, ein Lagerfeuer beleuchtet die Jungengesichter. Der große Kamerad Schulungsleiter hatte gerade eine Geschichte aus dem Kriege vorgelesen, eine Tat der guten Kameraden voll Opferwillen und pflichttreuer Bruderschaft. Dieses stahlharte Blutsbekenntnis funkte von den Seelen der Jungen zu den Hirnen; schon arbeiteten die Gedanken an der Verwendbarkeit dieses Vorbildes. In diesem Augenblick waren sie zur Nacheiferung begeistert und hingerissen. Die Sommernacht war voller Sterne über ihnen, der Wald rauschte, der aufkommende Wind trieb aus dem Gluthaufen lodernde Flammen.

Sechzig Jungen saßen im Kreise beieinander gedrängt, manche die Knie hoch, den Kopf aufgelegt. Der Kamerad Schulungsleiter legte das Buch auf den Stein, stand wie ein Priester am Opferaltar. Er sprach, wie zu sich selbst, vor sich hin: „Groß, ganz groß diese Männer! Nichts wäre schöner, mir begegnete einmal im Leben die Gelegenheit, es ihnen gleichzutun!“

Der blasse, schmale Unterprimaner, Wortführer und Hauptredner, stieß den Kopf hoch: „Damals, vor drei Jahren, da gab es auch noch Kämpfe, da gab es noch Kameradschaftstaten. Ich war noch zu jung, hab' alles vergessen, es war ja so selbstverständlich. Wir sind keine Arbeiterjungen, die auf dem Bau und im Werk

schaffen. Wir sind keine Bergmänner, denen Gelegenheit gegeben ist, beizeiten ihr Leben für die Kameraden einzusetzen. Wer von uns kann Seemann werden und einem Schiff in Todesnot begegnen? Wir werden, kleine Stadtleute, still im Handwerk oder auf dem Büro zu tun kriegen. Es gibt keine brennenden Häuser mehr, aus denen Säuglinge geholt werden können und — ha, Flieger werden! Ja, da gab' es vielleicht Gelegenheit, etwas Großes zu tun! Seda, Jungs! Wer von euch weiß von neuer Kameradschaft zu erzählen, kennt eine Tat, die heute geschehen ist? Der Krieg der Waffen ist vorbei. Wer weiß eine Geschichte von der Kameradschaft im Alltag?“

„Ja, ein Stück aus dem gewöhnlichen Werktag!“ rief ein anderer, der wirklichkeitsnahe Elektriker.

„Ihr Strippenzieher, ihr steht doch immer in Gefahr! Man liest so oft in Zeitungen: Monteur vom Strom erfaßt, durch Kollegen vom Tode errettet.“

„Mensch, ich bin doch Schwachstrom!“

„Das merkt man!“

Da mahnte der Schulungsleiter: „Jungs! Keine Wize! Geschichten sollen doch zur Nacheiferung hingerissen? Ruhe!“

Bis jetzt hatte ich unbeachtet zwischen zwei Jungen gelegen, nun wurde ich an den Beinen gepackt und bis an den großen Stein neben dem Feuer geschleift.

„Was soll das?“ fragte der Schulungsleiter.

Ich sagte, wie es gewesen war. Ich hatte in einem andern Lager meiner Schulungspflicht genügt, war des Erzählens müde und wollte einmal, ohne zu reden, zwischen den andern am Feuer liegen. Ich hatte mich, ohne erkannt zu werden, angeschlichen und schon eine halbe Stunde zugehört. Ich hoffte, es werde mich niemand kennen. Mein Nachbar, der mich aus der Reihe geschleift hatte, winkte mir und sagte: „Erzähl du! Wir haben dich einmal hier, und du mußt uns die Geschichte vom Selten des stillen Werktags erzählen!“

Der Schulungsleiter holte einen Armvoll Äste und warf sie auf die Glut. Die Flamme schlug auf.

„Gewiß!, Geschichten vom guten Kameraden sind selten! Gute Kameraden reden nicht viel. Der Geist des Führers pflanzt Kameradschaft wie der Förster Bäume hochzieht: Wälder voll Taten! Also: Eine Geschichte vom unbekanntem Straßenbahner.“

Ein Fahrer namens Johann Schmitz, einfach und schlicht wie seine Uniform, kam eines Tages etwas aufgeregter zum Dienst. „Herr Betriebsleiter, meine Frau ist krank, will durchaus ins Krankenhaus. Wenn es schlimm wird, kann ich morgen nicht kommen.“

Als er nach Hause kam, lag sie in hohem Fieber; die Nachbarin hatte nach ihr gesehen und auch die verheiratete Tochter herbeigeholt. Am Abend sagte der Arzt zum Fahrer, daß es sich in der nächsten Nacht entscheiden würde, ob sie gegen den Tod ankomme. Da blieb der Mann bei ihr am Bett sitzen. Er nahm ihre Hände in die seinen; es sah so aus, als hielte er den Schalthebel und die Bremse, wie er es schon ein Vierteljahrhundert über tat. Ab und zu ließ er sie trinken. Ihre Fieberphantasien waren ihm fremde Worte, wie von Fahrgästen gesprochen. Am andern Morgen lebte die Frau noch, die Nachbarin löste ihn ab. Er ging zum Dienst und meldete sich beim Betriebsleiter. Er bat ihn, den Urlaub für das nächste Jahr jetzt schon zu geben. Das wurde ihm gewährt. Als er nach Hause kam, sagte der Arzt, daß bei guter Pflege die Frau wieder gesund werden könne. Als der Fahrer sich zu seiner Frau setzte, die kranken Hände in die seinen nahm, lächelte der Arzt. Er wußte es wohl, daß in solchen Stunden und Tagen der hilfreiche Mensch eine große Kraft ausströmt. Die lebendige Liebesmacht aus dem gläubigen Herzen des Mannes war stärker als chemische Präparate, von Sinnen erdacht und von Maschinen gemacht. Der Fahrer hielt die Hände der Frau in den seinen: wie aus dem Dynamo im Werk fuhr die Kraft seiner Liebe durch den Kontakt seiner Hände in das Blut der Kranken Frau. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er seine Genossin treu geführt; wie er den Wagen der Bahn steuerte, so leitete er jetzt das geliebte Leben an Tod und Verderben vorbei. Der Arzt lächelte und klopfte dem Mann auf die Schulter. „Sie sind mein bester Kamerad im Helfen. Weitermachen! Dann geht's gut.“

Am Morgen des andern Tags erkannte sie ihn wieder: Schrecken und Angst auf ihrem Gesicht; die ersten Worte, die sie im neuen Leben sprach, waren dem Mann zuerst gar nicht verständlich: „Du? Keinen Dienst? Nicht arbeiten? O Gott, stempeln gehen!“

Als der Fahrer begriff, daß die Frau mehr Furcht vor der Arbeitslosigkeit als vor dem Tode hatte, da konnte er sie mit gutem Gewissen trösten: „Ich hab' nur meinen Urlaub genommen.“ — „Dein Urlaub, der ist doch dein!“ sagte sie später. Sie zeigte immerzu auf's Fenster. „Geh spazieren!“ sagte sie, „dein Urlaub!“

„Unser Urlaub!“ sagte der Mann und blieb. Er blieb zehn Tage und Nächte am Bett seiner Frau sitzen. Als er seinen Dienst wieder begann, war es ihm, als hätte er zweimal zehn Tage, ja, drei volle Wochen Urlaub gehabt. Die Frau wurde wieder ganz gesund, und das Leben ging im grauen Einerlei des Dienstes weiter.

Fast ein Jahr später gab es ein Fest. Vor fünfundzwanzig Jahren war die Linie 14 in Betrieb genommen worden. Unter den Straßenbahnern, die damals eintraten, war auch Johann Schmitz. Auf diesen Arbeitsplatz hin hatte er geheiratet; er feierte Silberne Hochzeit, die Verwaltung das Jubiläum. Die Belegschaft kam festlich zu einer Gedenkstunde zusammen, der Betriebsleiter hielt eine Rede. Schöne Geschenke wurden überreicht, doch als die Kameraden den Jubilaren viel Freude im Urlaub wünschten, winkte Johann Schmitz ab: „Ich hab' ja meinen Urlaub schon vor elf Monaten gehabt; damals war meine Frau krank und da konnt' ich nicht anders, ich mußte bei ihr bleiben. Ich fahr' meine Tour, der Dienst steht. Ich hab' nichts mehr zu kriegen, ich bin ja auch so zufrieden.“

„Das sollte mir aber ein nettes Jubiläum sein! Da muß die Verwaltung was tun!“ rief Karl Breuer aus. Der Betriebsleiter sagte, die Verwaltung dürfe keinen Tag zugeben, die Gerechtigkeit verlange, daß keine Ausnahme gemacht werde.

Die Jubilare waren fortgegangen, die Kameraden feierten weiter, der Schaffner Karl Breuer trug ein lustiges Gedicht vor, der Fahrer Hermanns spielte ein Solo auf der Ziehharmonika. Johann Schmitz war fröhlich mit den Fröhlichen, er war ja nicht um seinen Urlaub betrogen, sondern hatte immer noch das lebendige Gefühl von den schönen Tagen, in denen seine Frau wieder gesund wurde. Da klopfte auf einmal der Betriebsleiter ans Glas und stand auf. Er entschuldigte sich, daß er in so später Stunde noch eine Rede halten müsse, doch was er zu sagen habe, sei so schön und gut, daß er es unbedingt aussprechen möchte. Es sei ja bekannt, daß der Fahrer Johann Schmitz jetzt nicht in Urlaub gehe. Was aber nicht bekannt sei: ein Arbeitskamerad, der morgen seinen freien Tag habe, sei zu ihm, dem Betriebsleiter, gekommen und habe sich erboten, die Tour am Jubeltag für den Johann Schmitz zu fahren. Der gute Kamerad wollte seinen Namen nicht genannt wissen. Er stelle fest, daß dies ein schöner Zug von Kameradschaft sei, wenn einer dem andern einen freien Tag zum Geschenk mache.

Der Betriebsleiter war kein guter Redner; er machte eine Pause, er mußte sich noch ein paar Sätze zusammendenken, um ein Hoch auf die Kameradschaft auszubringen. In der Pause riefen von den verschiedenen Seiten her Stimmen: „Bravo! Von mir kann er auch einen freien Tag haben!“ — „Von mir auch!“ — „Von mir auch!“

Der Redner winkte mit beiden Händen ab und rief laut über die Versammlung hin: „Recht so! Doch es haben sich, ohne daß einer vom andern wußte, heimlich bei mir noch neun andere Fahrer gemeldet, die jeder einen Tag für den Jubilar Johann Schmitz fahren wollen. Und so hat der brave Mann, der seinen Urlaub für seine Frau geopfert hat, genau wie die andern zehn Tage frei. Nicht aus Gnade einer Verwahrung — er hat zehn Tage frei durch die Treue und Liebe der Freunde. Wenn ich auch die Namen der Kameraden nicht nennen darf, so wollen wir sie doch hochleben lassen.“ —

Bei diesen Worten unterbrach der Kamerad Schulungsleiter die Stille und rief genau das Kommando, wie der Betriebsleiter es zum Schluß seiner Rede getan hatte: „Den zehn braven Kameraden von der Straßenbahn ein dreifaches Sieg-Heil!“

Die Heilrufe hallten in die stille Nacht hinaus. Ein Kamerad brachte neues Holz aufs Feuer, langsam begann die Flamme zu schlagen. Ehe sie aber den Platz mit ihrem roten Schein erfüllte, sahen wir über den Hügeln und Bergen hin die Sterne leuchten und den Mond im Aufgang Tal und Wiese bescheinen. Der Nachtwind rauschte im nahen Wald sein ewiges Lied.

Adolf v. Grolman

Der literaturwissenschaftliche Arbeitsprozeß. Ein Versuch zur Methodenfrage¹.

Verhältnismäßig zahlreich sind die Bemerkungen, Beobachtungen und Erörterungen über den Arbeits- und Schaffensprozeß der bildenden Künstler, der Dichter, Musiker, Philosophen. „Hat Jemand, Ende des 19. Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? ...“, fragt Nietzsche im Herbst 1888 im „*ecce homo*“ — und nicht er allein fragt und gibt eine Antwort, sondern wir wissen vom Schaffens- und Arbeitsprozeß der Leonardo und Sans von Marées, der Bach und Bruckner, der Michelangelo, Goethe, Földerlin, Stifter, der Bernini, Richard Wagner, Verdi, Gottfried Keller und vieler anderer; Naturwissenschaftler, Techniker, Mediziner, Volkskundler... Viele von ihnen haben sich über ihren Arbeitsprozeß geäußert und sind gehört worden; aber die noch junge Disziplin der Literaturwissenschaft wird auch in dieser Hinsicht etwas stiefmütterlich behandelt, insofern nicht ohne Grund, weil hier die Beteiligten immer noch um die Grundlagen ihrer Methoden ringen und daher sich scheuen, über sich selbst auszusagen; denn solange die Literaturwissenschaft im Nachtrab der germanistischen Philologie mehr oder weniger gerne geduldet wurde und im Nachreden kurzfristiger Ansichten von Gervinus mit Goethes Tod sozusagen das eigene Ende erblicken sollte, gab es ebensowenig Erweiterungsmöglichkeiten wie im andern Falle, daß ein irgendwie poetisch, oder gar lyrisch Erschütterter sich auch mit historischen Dingen befaßte und aus beidem seine Kollegs oder Handbücher schuf. So einfach liegen die Dinge nicht; um so weniger, als ja Essayistik und Schriftstellerei sich in näch-

¹ Dieser Versuch arbeitet einige Gedanken weiter aus, welche in dem Vortrag angedeutet worden waren, den ich am 26. September 1935 in der Ortsgruppe Karlsruhe der Reichsfachschaft der Angestellten in Buchhandel und Verlag gehalten habe.

ster Nähe der Literaturwissenschaft ansiedelten, eifrig produzierten und damit in weiteren Teilen Interessierter den Glauben hervorrufen konnten, als sei alles in schönster Ordnung. Man wird also begreifen, daß gute Gründe dafür sprechen, einmal die ohnehin geringe Aufmerksamkeit auf den literaturwissenschaftlichen Arbeitsprozeß als Ganzes aufmerksam zu machen. Und zwar versuchsweise, will sagen: da schon eine einigermaßen geschlossene und tragfähige Methodenlehre der Literaturwissenschaft fehlt, vorerst infolge der Kürze der Zeit — denn was sind 100 Jahre? — gar nicht bestehen kann, so müssen erst, um mit Luther zu reden, Klöße und Wackeln behauen werden, obgleich diese Dinge so zart und so schmerzvoll sind, daß beide Benennungen nur aus Paradoxie geduldet werden dürfen.

Zuerst ist der Begriff „... wissenschaftlich“ zu betrachten. Wissenschaft hat sehr subjektive Grundlagen bei dem, der sie betätigt und ebenso objektive Wirkungen bei dem, den sie meint und erreichen will und soll. Es ist eines der großen Verdienste der nationalsozialistischen Bewegung, daß sie dem Koloß auf tönernen Füßen, dem Phantom der sog. „objektiven Wissenschaft“ den Todesstoß gab: dieses abstrakte „Gelehrtsein um des Gelehrtseins willen“ hätte noch lange seine Tyrannis ausüben können, wenn einem überalterten akademischen Lehrkörper nicht nur von einzelnen Mutigen, sondern auch von Amts und Staats wegen auf den dürren Busch geklopft worden wäre. Damit aber ist die Gefahr einer schrankenlosen Subjektivierung um so größer, als leicht der oder jener aus Eifer oder Besessenheit das Kind mit dem Bade ausschüttete und nun stark individualisierte, wenn es sich nur gerade eben noch in den allgemeinen, dabei aber schwer begrifflich zu erfassenden Gesamtrahmen einfügte. Ein Dilemma, das vom wissenschaftlich verantwortlichen Menschen ein großes Maß

innerer Haltung und Ordnung, auch strenger Forderung vor sich und den Dritten forderte. Entsprach man ihm?

Die literaturwissenschaftliche Forschung, bei der gar so viele Unberufene, die eben auch Bücher gelesen haben, leider mitreden, kommt — ihrer Materie nach — aus persönlichen Erfahrungen; denn sie entsteigt dem Meer der persönlichsten Ergriffenheiten durch Dichtung und Weisheit, wobei nicht nur über den „guten Geschmack“ sich immer und immer streiten läßt, sondern auch Auswahl und Betonung des „Wichtigen“ dauernde Unsicherheiten für eine „exakte Forschung“ schafft. Mehr noch, ... es handelt sich nicht allein um „Forschung und Erfahrung“, sondern gleichzeitig um „Erlebnis und Methode“; denn Methode ist ganz und gar nicht Technik des Sammelns, Ordnnens, Katalogisierens und Verarbeitens eines Forschungsmaterials! Sondern Methode — soll sie eine sein! — ist Verantwortung angesichts ewiger Werte vor Staat und Staatsgedeißen, angesichts Gottes, in Leben und Tod. Es ist eine Frage, ob in dieser Hinsicht alle Literaturhistoriker den gleichen Ernst ebenso haben und betätigen, wie ihn ernste und große Künstler aller Länder und Zeiten betätigen. Und wenn nun die wissenschaftliche Sauberkeit „Vollständigkeit“ gebietet und nicht dulden darf, daß „objektiv“ zu Zwecken und um der Zwecke willen geforscht werde, so kann es sich ein Mann von Verantwortung auch nicht gestatten, endlos und hemmungentbunden ins Ungewisse hineinzuforschen: denn das Volk als Ganzes muß in die Arbeit des Gelehrten, welche ihm ja ihrer Natur nach nur in Ausnahmefällen direkt, meist aber höchstens indirekt zugänglich sein kann, ein großes Maß von Vertrauen setzen. Der Volksgenosse hat Ehrfurcht vor diesen Dingen, gerade weil sie ihm — leider — meist fremd bleiben, aber der wissenschaftliche Mensch hat vor dieser Ehrfurcht ein gerüttelt Maß von höchster Verantwortung. Ist man sich dessen immer und in allen Fällen peinlichst genau bewußt?

Man wird bedenken müssen, daß zwischen „Wissenschaft“ und „Weistum“ ein Unterschied besteht, der zeugenerisch überwunden und schöpferisch brauchbar gemacht werden muß: die Wissenschaft ist ein harter und entsagungsvoller Dienst, wenig gekannt, selten belohnt, aufreibend und fast unscheinbar; das aus ihr stammende Weistum jedoch ist ein bares Geschenk, das der wissenschaftliche Mensch dem Volke darbietet, gerade weil das Volk nur bedingt, meist in späterer Zeit und nur zu Teilen, an diesem Geschenk direkt oder indirekt teilnehmen kann. Denn wenn alles Exakte und die Akribie und das Prüfen der Texte und ihrer meist verwickelten Inhalte getan ist, — dann erst, und nicht früher beginnt der „Prozeß“, d. h. das progredere, zu deutsch, das Vorschreiten! und wohin wird geschritten?

Soviel einleitend zum Begriff „... wissenschaftlich“. Aber der „Arbeitsprozeß“?

Nach dem Begriff „... wissenschaftlich“ ist als Zweites das Wesen des „Arbeitsprozesses“ zu betrachten. Nochmals „progredere = vorschreiten“, — man kann dabei auch an das Marschieren denken: allerdings nicht in der Kolonne: den so wenig Wissenschaft ledig-

lich aus eigenbrötlerischer Individualität kommen kann oder darf, — aus schaffender Einsamkeit kommt sie! Das wird oft verwechselt; es handelt sich bei der Literaturwissenschaft aber nicht um die vielbemühte Verlassenheit des sog. Arbeitsstübchens, sondern es handelt sich um die Einsamkeit des schaffenden und nachschaffenden Menschen schlechtthin, als einer Voraussetzung für ein abenteuerliches Quantum von Konzentration, von Einfühlen, von Mitdenken, von Sympathie (d. h. gleichfalls leiden): dazu muß der Mensch bereit („disponibel“) sein, er muß Fähigkeiten, welche sich aller psychologischen Beschreibung sozusagen entziehen, von Hause aus und von Anfang an einfach haben und mitbringen; aus solcher Bereitschaft folgt dann gleich einer der schwierigsten Vorgänge, jener der „Auswahl“ aus dem Riesenganzen des Stoffes. Was ist dafür wesentlich? Was kann wegbleiben? Was darf, was kann, was muß gesagt werden? Wo beginnt die edelste Tugend des Menschen, die Diskretion, d. h. das feinsch unterscheidende Verschweigen? Wobei klar ist, daß alle und jede Wissenschaft schwierige Dinge und Teilgebiete hat, die ganz einfach ins Bewußtsein breiterer Kreise nicht gelangen dürfen! Auch die Literaturwissenschaft hat diese Bezirke (seelische Grenzfälle, künstlerisches Außenseitertum u. a. m.). Das ist so, und dagegen hilft kein Sträuben; es handelt sich dabei ganz und gar nicht um irgendwelche „Geheimwissenschaften“, sondern wie überall im Leben, so auch hier — es gibt Grenzen. Sich darauf zu konzentrieren, und das Mitteilbare vom unaussprechlich anderen zu scheiden, das ist Grundlage.

Denn der Stoff, das Arbeitsmaterial ist erdrückend, und wächst mit jeder Stunde gnadenlos zu immer größeren Massen menschlichen Denkens samt literarischem Niederschlag davon. Ein wissenschaftliches Werk wird einen Generalnenner suchen und finden müssen, soll es nicht im Katalogisieren steckenbleiben, und es muß bei der Bewertung zu solchem Zwecke ehrlich und wahrhaft bleiben; das ist nicht immer leicht und wird auch oft übersehen. Das gilt ganz besonders hinsichtlich der Schlagworte des sog. geisteswissenschaftlichen Verfahrens, wo leicht allgemeine Oberbegriffe sich einschleichen und den klaren Strom der Lauterkeit trüben können.

Im Jahrgang 2, S. 138/139 dieser Zeitschrift, hat Wilhelm Albrecht, der ein Dichter und Schriftsteller, aber kein Wissenschaftler ist, über mein Buch „Wesen und Wort am Oberrhein“ in einem längeren Aufsatz berichtet: dieser ist nach Anlage und Inhalt nicht ganz einheitlich. Er sieht das Buch von parteipolitischen Gesichtspunkten aus und nicht von wissenschaftlichen. Es nimmt nicht wunder, wenn dadurch Dissonanzen entstanden, wenn man aus einem Werk etwas herausliest, was gar nicht drinnen steht und sich darüber in allerpersönlichster Art äußert. Genanntes Buch macht den ersten Versuch, ein ganzes Jahrtausend des Geisteslebens eines Gaus zu umfassen, das ganze, und auf das Ganze kommt es ihm an. Wenn man daraus das eine Kapitel 38, das „die letzten 25 Jahre“ in einem allgemeinen Abriss, der seinerseits natürlich nur aus dem Ganzen heraus verstanden werden kann, herausnimmt und überbetont, so tut man Buch und Verfasser gröblich Unrecht. Das hat Herr Albrecht an dieser Stelle getan. Weil er es tat, kommt er

teils zu Lob und Zustimmung, teils aber zu privaten Anmerkungen. Wenn genanntes Buch — wiederum als erstes in dieser Hinsicht — Dynamik und Statik im Charakter der Deutschen und insbesondere der Leute am Oberrhein in einem ihm eigenen Sinn und Willen einführt, so hat das nicht das Geringste zu tun damit, daß nach Herrn Albrechts persönlicher Auffassung „Dynamik“ ausschließlich das Wesen des Nationalsozialismus ausmacht. Und wenn nun Herr Albrecht weitergeht und bemerkt, daß in genanntem Buch „Dynamik“ als nicht überwiegend und entscheidend zum Wesen des Alemannischen gehörig bezeichnet wird, so ist es unlogisch, nun daraus zu schließen, daß dieses Buch und sein Verfasser (!) den Nationalsozialismus „leidenschaftlich ablehne“. Das ist keine Logik, und gegen solche Art und Weise einer Schein- deduktion hat sich ein wissenschaftlicher Mensch föhrl, aber entgültig und deutlich zu verwahren. Es versteht sich auch ganz von selbst, daß in einem Buch vom Oberrhein, Pommern, Westfalen, Sachsen u. a. m. nicht genannt werden; mit Partikularismus kann das nur einer verwechseln, welcher die Stellen des Buchs, die vom Partikularismus abriicken und ihn verwerfen, nicht sah und erkannte. Aus dem Zusammenhang genommene Zitate, die Herr Albrecht bringt, besagen, läßt man sie in ihrem Zusammenhang, genau das Gegenteil von dem, was Herr Albrecht aus ihnen herausliest. Ein weiteres Eingehen auf jenen Aufsatz föhrt zu nichts, bei solchen Überschneidungen ist Schweigen das beste; indes wird das Ganze als Beispiel von mir erwähnt, weil die Tatsache dieses Aufsatzes zum Thema und zur Sache wichtig ist, nicht aber zur Person, auf die es weiter nicht ankommt.

Den alle Forschung steht vor der Ewigkeit, ob sie sich nun um Vorvergangenes kümmert oder um Gegenwart und mutmaßliche Zukunft, die noch nie ein Mensch hat vorausagen können. Alle deutsche Forschung, welche nicht das Gesetz des Blutes und das mütterliche Recht des Landes und Bodens erkannte und damit „sub specie aeternitatis“ stünde, wäre deshalb keine, weil sie keine Maßstäbe hätte; damit sind wir am Schwerpunkt aller Methodenforschung angekommen: das Maß! Der literaturwissenschaftliche Arbeitsprozeß, er werde nun „leidenschaftlich“ oder phlegmatisch gehandhabt, steht unter den ewigen Gesetzen des Maßes, und darin hat er bei aller Aktivität jene Kontemplation, welche vor Gott gilt, und deshalb eine Wissenschaft nicht zur Komödie und zur Platttheit erniedrigt. Das gilt ebenso für die Konzentration, wie für die Bändigung der Stoffmassen, wie für die Darstellung.

Die Darstellung anlangend, zeigt sich dem literaturwissenschaftlichen Arbeitsprozeß eine gewaltige Gefahr, das Wort und die Geschicklichkeit, sich des Wortes zu bedienen. Der Forscher in allen Ehren — wenn er aber darstellt, dann muß er dem Leser begreiflich machen, was er will, und dazu hat er alle Führungen und Verführungen des Wortes zu Gebot. Stellt er langweilig dar, dann wird er in Wortwahl, in Wortwert und in Wortkunst versagen, und das darf er nicht. Denn die Literaturwissenschaft ist kein Katalog, und sie muß den Mut zum Worte haben, wissend, daß hier dem Betrug

durch das Wort Tür und Tor offen sind. Denn indem zum literaturwissenschaftlichen Forschungs- und Arbeitsprozeß viel Künstlertum Grundvoraussetzung ist und bleibt, — kann jede Pointe in der Darstellung, jede Retusche und Wendung, jede Gefälligkeit, jede Betonung den Sinn des Wortes der Darstellung fälschen, sie kann es, muß und darf es nicht; wer aber kann das nachprüfen und wer würde sich erdreisten, in Dingen mitzureden, die er nicht mindestens ebenso schaffen kann und was kommt dabei heraus? Wenn das ewige Wort Fleisch wird, kommt der Erlöser der Welt; wenn aber des Menschen Wort gedruckt und ein Aufsatz oder ein Buch wird, dann ist beides Menschen-, d. h. Stückwerk! Das ist es und das bleibt es: denn jenseits des Wortes stehen Seele und Geist, stehen Gott und der Satan, steht das Licht, die Gnade und die Seligkeit. Alles andere ist vordergründlich, d. h. belanglos. Da aber die echte Literaturwissenschaft es in erster Linie mit Dichtung, hoffentlich mit Dichtung großer Art zu tun hat, — so wird deutlich, daß es sich bei ihr nun um ungeheuerliche Verantwortungen handelt: denn das seelische Erbgut der Nation ist es, um das es sich hier handelt !! Und diese Erbmasse hat ihre Eugenik, die nicht jeder Arzt erlernen kann, mit Tabellen und Mikroskop, sondern die Einsicht in das seelische Erbgut eines Volkes, verschiedener Völker und Stämme, ist Schicksal und Gnade des einzelnen. Alle Gnade aber ist schwer zu tragen, ganz besonders dann, wenn das Volk, um das es ja hier im tiefsten und heiligsten geht, nicht genau weiß und wußte, wer das tun darf und wer es tut; bei der Dichtungsgeschichte eines Volkes steht das Tiefste des Volkes, sein Glück, seine Scham, seine Seligkeit, d. h. sein Herzeleid da und der literaturwissenschaftliche Arbeitsprozeß hält und trägt es, falls er echt und ehrlich ist; ist er das immer und je, bei allem und jedem?

Man sieht, daß der literaturwissenschaftliche Arbeitsprozeß dauernd den höchsten Rang der Ethik, d. h. den vor Gott und der Nation einnimmt, — andernfalls ist er bare Fälschung. Damit soll — um Mißverständnisse zu vermeiden — nicht gesagt sein, daß er zur Theologie gehöre; er gehört so wenig zu ihr, wie zur Psychologie, zur Volkskunde oder anderen Disziplinen. Deshalb ist auch seine Methodenlehre so unsäglich schwer zu erkennen, und deshalb ist das Paradox möglich: daß sich überaus viele Menschen mit Büchern und Gedrucktem jeder Art beschäftigen, daß aber die wissenschaftliche Arbeit darüber ebenso inbrünstig wie einsam, ebenso mutig wie erleidend sein muß, wo anders nicht Fälschung von Tatbestand und Wirkung die einzige Folge sein soll. Das sind harte Worte, noch härtere Wirklichkeiten, unbequem zu erkennen, schwer zu tragen.

Unternimmt man es z. B., das Wesen und Wort eines Stammes durch ein Jahrtausend nach den geschriebenen und gedruckten Quellen zu untersuchen, so steht man zuerst etwas fassungslos vor der inwendigen Folgerichtigkeit, die man dabei alsbald gewahrt: Statik. Die Gaben Gottes sind verschieden ver-

teilt; kein Zweifel, daß die Dynamik den gleichen Rang als Gottesgabe hat. Wer wollte sich vermessen, den Rang von Gottesgaben zu nivellieren? Aber nicht darf damit verwechselt werden, daß dem einen Stamm dies, dem andern etwas anderes zugemessen ist; das zu erkennen, ist Voraussetzung, es aber im Laufe eines Jahrtausends zu zeigen und zu beschreiben, das ist ein Prozeß, ein Vorschreiten.

Dabei stößt man auf Einsprenglinge verschiedenster Art, denn weder Mensch noch Gau noch Reich lebt in der Isolierung, sondern wird auch am andern, am Dritten sichtbar; man kann noch weitergehen: indem „einer des andern Last trägt“, erweisen sich Dinge, Menschen und Stämme als existent. Welche Einsamkeit muß vorangehen, um ein solches Gebinde von Linien des Lebens in den abwägenden Händen zu halten und auch noch darüber auszusagen! Denn es kommt die Kunst im Sinne der bildenden Kunst hinzu, samt Ton und Klang und Farbe und Licht und allen Voraussetzungen des Klimas, der Sitte, der Verführung und der Nachbarn. Es kommen die Fälle seelischer Erkrankung bei diesem oder jenem Dichter hinzu, das Leid der Verlassenen, Mißkanten, Verkümmerten, die Existenz der unglücklichen Söhne eines Landes, die aber ebenso Söhne des Landes sind und bleiben, gerade dann, wenn die „Gesellschaft“ ihr Sondergeschick nicht verstehen, nicht anerkennen, nicht unterbringen kann, was im Wesen jeder „Gesellschaft“ unvermeidlich liegt.

Und es kommen die Zeitgenossen hinzu, jene, welche noch leben und noch nicht ausgeredet haben, daher leicht andern Sinnes werden können. Was ist da zu tun? Nennen soll man sie, vergessen sollte man keinen; wer aber weiß, was im Menschen drinnen ist, „als nur des Menschen Geist, der selber drinnen ist“?

Wiederum, aber in einem tieferen Sinne, sei auf das Wesen des forschenden zurückgegriffen: des Wortes Wahl — Wert — Kunst, das ist eine große Scheidung. Der Historiker sieht oft breite Massen, Übersichten, Personenkreise, Schichtungen von Völkern, Kabinetten, Regierungen, Friedensschlüssen. In der exakten Literaturwissenschaft gibt es keine Friedensschlüsse; jeder Dichter und Künstler, jeder Gelehrte der

Schrift kommt und geht, er ist sich selbst meist ein Rätsel, stellt Rätselhaftes vor sich und sein Volk hin, und schweigend stehen die Schatten der großen Leidträger der deutschen Geistesgeschichte vor dem Betrachter, ganz gewiß keine Heiligen etwa im Sinne der katholischen Dogmatik, dennoch aber von einer Glorie umwoben, welche Jahrhunderte überstrahlt. Auch dann, wenn es sehr weltliche Kinder Gottes waren, wenn es ihnen am Schönsten von Leib und Seele, am Humor, gebracht, wenn sie, wie etwa Friederike Brion vor dem Rheinfranken Goethe, leidend und entsagend das Wesen ihres herben, schwermütigen (Schwerer: Mut!) und sonnigen Landes stellvertretend erlitt und „Nein“ sagen mußte, wo der banale Durchschnittsmensch „natürlich“ „Ja“ gesagt hätte. Die Dinge sind nicht so einfach, die Welt ist tief, und Gott umschließt jede Tiefe, dann, wenn der Mensch „seine Linien hält“, d. h. sich nicht ins allgemeine verliert. Das ist längst nicht „fanatische Heimatliebe“ mehr, sondern das ist Wandel zur Ewigkeit, geschehen in dieser Zeitlichkeit; und das ist zweierlei!

Der literaturwissenschaftliche Arbeitsprozeß ist — man sieht es — seiner Methode nach erst im Werden; auch ist noch nicht zu sehen, ob innerhalb seiner das Statistische oder das Dynamische entscheidend werden wird oder etwa ganz etwas anderes, Drittes. Vorerst aber steht die Mühe zur Methode, die Arbeit an den allgemeinen und persönlichen Voraussetzungen dazu nicht mehr in den Kinderschuhen, sie hat aber in den letzten 40 Jahren arge Seiten- und Umwege beschritten; ja, sie schreitet noch auf solchen: denn kein Journalismus, der ja aus dem Tag und für den Tag west und webt, hat hier auch nur das allergeringste verloren, sondern er würde weggleiten, indem er das Grundsätzliche unendlich macht und das Technische der Darstellung allzusehr vereinfacht. Beides geht bei einer Wissenschaft nicht an. Es wird also an den dazu Berufenen sein und bleiben, daß sie in stets erneuter Prüfung trachten, die guten Wege zu finden und zu gehen, unberührt von Lob oder Tadel, Knabenhaft frisch und, wie Sölberlin es sagt:

und verstehe die Freiheit,
aufzubrechen, wohin er will!

Deutsche Gestalten am Oberrhein.

Von Wilhelm Rogde-Rottenrodt.

3. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach.

Markgraf Georg Friedrich ist keiner von den Großen der deutschen Geschichte. Aber in einer Zeit der Erbärmlichkeit stand er als aufrechter Mann da. In den Jahrzehnten seines Lebens bereitete sich der Verlust des Oberrheins an die Franzosen vor, nachdem es eben noch schien, als solle

dieser den Spaniern zufallen. Seinem männlichen Entschluß war es zu danken, daß diese Ecke des Reichs sich in düsterer Stunde überhaupt zum Widerstand aufraffte. Darum verdient der redliche Fürst, daß sein Gedächtnis am Oberrhein bewahrt wird. Es war noch die Zeit heftigster offener wie unterirdischer Glaubensstreitigkeiten. Am Oberrhein war dieser manchmal jäh in den Tag emporflammende Kampf so erbittert wie nur irgendwo. Drüben im Elsaß bekannten sich die

Reichsstädte, allen voran Straßburg, zum Protestantismus. Die Kurpfalz war ein Sammelpunkt der Streiter für das neue Bekenntnis. Nach dem Augsburger Religionsfrieden führte Markgraf Karl II. auch in seinen Ländern die Reformation durch (1556). Seine zweite Gemahlin Anna, Pfalzgräfin von Veldenz, stand ihm zur Seite; sie war weithin dafür bekannt, daß sie sich gern der um ihres Glaubens willen vertriebenen Pfarrer und Lehrer annahm. In dieser Ehe wurde Georg Friedrich noch spät geboren (1573).

Während die Deutschen einander um der innersten Angelegenheiten ihrer Seele willen zerfleischten, stand am Oberrhein die spanische Gefahr düster und drohend auf. Im Jahre 1617 bot Ferdinand, bald danach deutscher Kaiser, der spanischen Krone die habsburgischen Besitzungen im Elsaß an, wozu die Landvogtei in den zehn Städten gehörte. Aus den Glaubenswirren erhob sich die völkische Not, und in dieser stand dann Georg Friedrich seinen Mann. Daß in dem anhebenden Jahrhundert der nicht abreisenden Kriegswirren die protestantischen Stände sich mehrfach mit Frankreich verbanden, soll nicht beschönigt werden; es war und blieb das Ergebnis der Schwäche. Große Führer, auf der evangelischen Seite Bernhard von Weimar, auf der katholischen Markgraf Ludwig Wilhelm, bewiesen hernach, daß man auch in notvoller Zeit die Belange Deutschlands wahren konnte. Aber man muß sich der Zeitlage bewußt sein, wenn man die Vorgänge verstehen will.

Die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich, aus der noch der Weltkrieg aufstieg, ist erst durch die grauenvolle Verwüstung Badens und der Kurpfalz unter dem „Sonnenkönig“ zu voller Tiefe aufgerissen worden. Der nordische Blutsanteil war in Frankreich durch den großen Uderlaß der Bartholomäusnacht geschmälert worden. König Heinrich IV., der in den fraglichen Jahren in Frankreich regierte, war zuvor Führer der Hugenotten gewesen und hatte auch als Katholik dem nordischen Gedanken der Glaubens- und Gewissensfreiheit durch das Edikt von Nantes sein Lebensrecht verbrieft. Spanien aber war das Land des düstern Fanatikers Philipp II., der in Spanien und den Niederlanden die Ketzer brennen ließ. Und dieses Land war Weltmacht: Es nährte sich noch immer von den Reichtümern seiner amerikanischen Besitzungen. Es war Deutschland bedrohlich nahegerückt. Ihm gehörten das Herzogtum Mailand, die freigräfschaft Burgund und die südlichen Niederlande. Es besaß Pontarlier, Vesoul, Diederhosen, Luxemburg. Um das Elsaß gingen dunkle Mächenschaften zwischen Wien und Madrid. Der Spanier stand dem Deutschen in Glauben, Sitte, Lebensgewohnheiten unendlich fern als der Franzose jener Zeit.

Mit dem spanischen Herrscherhaus war das kaiserliche Haus in Wien nicht nur verwandtschaftlich, sondern auch durch seine Neigungen verbunden. Es war das deutsche Verhängnis, daß in diesen Jahrhunderten ein an fremde geistige Strebungen gebundenes Haus des Reiches Krone besaß. Die habsburgischen Kaiser standen unter dem politischen Einfluß ihrer Reichsväter, und diese gehörten zumeist fremdem Volkstum an. Nennen wir einige wichtigste: Karl V. beichtete dem Wallonen Jean Clapion, Ferdinand II. wieder dem Wallonen Wilhelm Lamormain, Leopold I. dem Ita-

liener Marco d'Aviano. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde die Wiener Politik hauptsächlich bestimmt durch den Neapolitaner Caraffa, den Wallonen Lamormain und den Spanier Onate. Kaiser Ferdinand war es, der in diesem grauenhaften Krieg zuerst die fremden Soldaten auf den deutschen Boden warf, die wallonischen, spanischen, kroatischen Regimente, selbst die zaporogischen Kosaken. Wer in Deutschland deutsche Politik machen wollte, mußte es gegen den Kaiser tun. Da man sich gegen dessen Hilfsmittel zu schwach fühlte, suchte man Anlehnung an Holland, das man mit Recht als deutsch empfand, an England, Frankreich; Dänemark und Schweden griffen ein. Im tiefsten Grund bestimmte den Kampf der rassistische Gegensatz zwischen dem europäischen Nord- und dem Südmenschen. Habsburg stand auf der Seite Südeuropas. Auf diesem Hintergrund allein wird man die Gestalt des Markgrafen Georg Friedrich in ihrer Bedeutung erfassen.

Markgraf Karl starb, als der jüngste Sohn erst vier Jahre alt war. Seine drei Söhne Ernst Friedrich, Jakob und Georg Friedrich sollten das Land gemeinschaftlich regieren, Ernst Friedrich mit dem Sitz auf der Karlsburg bei Durlach, Jakob auf der Hochburg bei Emmendingen, Georg Friedrich auf Schloß Röteln. Der letztere bezog später die Hochschule zuerst in Straßburg, darauf in der gleichfalls freien Reichsstadt Bisanz (Besançon), deren Rat aber katholisch war und ihm die Ausübung seines evangelischen Bekenntnisses nicht gestatten wollte. Er ging darum zeitweise nach Basel. Noch nicht 17jährig, begab er sich mit seinem Hofmeister nach Italien, um sich in den Sprachen zu vervollkommen. Er fand dazu in der Stadt Siena die beste Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltete sein Bruder Jakob die aufsehenerregenden Religionsgespräche in Baden-Baden und in Emmendingen und trat dann im Kloster Tennenbach zur katholischen Kirche über. Georg Friedrich, aufs Tiefste betroffen, berichtete nach Hause, der Papst habe zu Rom eine Dankprozession veranstaltet und sei in ihr trotz seines hohen Alters barfuß geschritten; er sei wenige Tage darauf gestorben. Die Überhizung der konfessionellen Leidenschaften war in diesem Jahr 1590 schon beängstigend. Die große Auseinandersetzung in den Niederlanden, in der Wilhelm von Oranien wenige Jahre vorher der Mordkugel erlegen war, hatte auch in diesen Vorgang am Oberrhein hineingewirkt: Markgraf Jakob hatte bei dem Herzog Alexander Farnese, dem Gegner des Wilhelmus, in Kriegsdiensten gestanden. Er starb gleich darauf an einer jähen Krankheit.

Der ältere Bruder Ernst Friedrich in Durlach griff rasch ein und erhielt Emmendingen beim evangelischen Bekenntnis. Er gab aber hernach selbst Anlaß zu religiösen Wirren, als er in seinem lutherischen Land zum reformierten Bekenntnis übertrat. Besonders in der Stadt Pforzheim hatte er deshalb ernste Schwierigkeiten¹. Sein Lehrer Georg Hanfeld ließ eine Schrift drucken, in welcher er die Lutheraner „Wölfe, Bären, Gözendiener, Arianer, Mahometisten“ schimpfte. Der Wittenberg-Jenenser Professor Matthias Francowitsch aus Istrien, genannt Flacius Illyricus, war ihm allerdings in der Fläzigkeit vorausgegangen. Ja, in

¹ Vgl. Emil Strauß „Der nackte Mann“.

Deutschland zerfleischt man einander, während die Gewitter Europas sich über ihm zusammenbrauten. Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der eine Tochter des großen Oraniers gehehlicht hatte, mahnte dann allerdings, „man solle den Religionszwist beiseitesetzen und ein herrliches Exempel an den Eidgenossen nehmen, die, in der Religion zwar nicht einig, doch ihr Regiment und Wesen beständig hielten“.

Auch Markgraf Ernst Friedrich starb früh. Georg Friedrich übernahm nun die Regierung des ganzen Landes und siedelte von Schloß Rötteln auf die Karlsburg bei Durlach über. Auch die Markgrafschaft Baden-Baden kam in seine Hand. Der abenteuerliche, leichtfertige Eduard Fortunatus war wie Markgraf Jakob nach Brüssel zu Alexander Farnese gegangen. Er war zur katholischen Kirche übergetreten. Mit einem ebenso leichtsinnigen Edelfräulein unternahm er eine Reise nach Italien, wo sie ihm in Venedig eine Tochter gebar. 1593 ließ er sich danach mit ihr in Baden-Baden trauen. Sie gebar ihm noch den Sohn Wilhelm, welcher der Großvater und Erzieher des Türkenludwig wurde. Eduard Fortunatus aber betrog sein Land durch eine Münzverschlechterung und stürzte es in solche Schulden, daß Markgraf Ernst Friedrich es 1594 besetzte, um der Mißwirtschaft ein Ende zu machen. Georg Friedrich sah sich mitten in den deutschen Zwistigkeiten, die der Franzose verächtlich querelles allemandes nennt; er sah aber auch das europäische Unwetter sich zusammenbrauen. Der Jesuit Mariana hatte in einer kürzlich in Toledo erschienenen Schrift den Fürstenmord verteidigt, der Jesuit Windeck veröffentlichte soeben zu Köln ein Buch, in welchem er die alte Lehre von der Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die päpstliche neu verkündigte und schärfste Maßnahmen gegen die Ketzer forderte. Es war ersichtlich, daß man Spanien, das Haus Habsburg und das herzogliche Haus in München, das in Maximilian I. einen zähen, unerbittlichen Führer hervorgebracht hatte, fürchten mußte. Georg Friedrich drängte frühzeitig darauf, daß die evangelischen Stände, ohne Unterschied des Bekenntnisses, eine gemeinsame Abwehrstellung bezögen. So kam es 1603 zu einer Besprechung in Heidelberg, an welcher außer dem Kurfürsten Friedrich und Georg Friedrich Landgraf Moritz von Hessen, die Markgrafen von Zweibrücken und von Brandenburg-Ansbach teilnahmen.

Herzog Maximilian von Bayern besetzte die freie Reichsstadt Donauwörth. Das war der flirrende Schlag, der die schläfrigen Gemüter nun wirklich aufweckte. Natürlich stand das Haus Habsburg zu ihm. In dem Dorf Auhausen nahe Nördlingen wurde in der einstigen Benediktinerabtei 1608 die protestantische Union geschlossen, zu deren Bundesdirektor Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz bestimmt wurde, der schon ein Herzog von Mecklenburg und dann auch die freien Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm beitraten. Georg Friedrich wurde eine treibende Kraft der Union. Um Spanien abzuwehren zu können, verhandelte man mit Heinrich IV. von Frankreich. Dieser wollte marschieren lassen, fiel aber 1610 durch die Hand des Mörders. Der Gegenschlag blieb nicht aus. Wieder führte ihn Maximilian. Im März des Jahres 1609 schuf er in München die katholische Liga mit den

Bischöfen von Augsburg und von Konstanz sowie den Äbten von Rempten und von Ellwangen, der bald auch die Bischöfe von Passau und von Regensburg beitraten. Auch die geistlichen Kurfürsten am Rhein schlossen sich an. Es wurde immer deutlicher, daß der kommende europäische Krieg Deutschland in seinem Herzen aufreißen würde. Der immer tätige Georg Friedrich meinte noch nicht genug getan zu haben. Er suchte auch die Schweizer in die Abwehrstellung zu ziehen. Im Jahre 1612 schloß er ein zwölfjähriges Bündnis mit den Städten Bern und Zürich. Unter den Schweizer Abgesandten, welche in Durlach erschienen, war der Berner Hans Ludwig von Erlach, welcher später als Generalmajor Bernhards von Weimar diesem Bündnis einen Inhalt gab.

Georg Friedrich war nicht eigentlich ein Kriegsfreudiger Herr. Seine hervorstechenden Charakterzüge waren neben einer lauteren Frömmigkeit Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl. Als um die Jahrhundertwende Sultan Mohammed III. Krieg gegen Österreich führte, rüstete der Markgraf auf eigene Kosten ein Heer und führte es nach Ungarn, um Deutschland zu verteidigen (1600). In allen Fragen gründlich bis zur Pedanterie, schrieb er ein Buch über Kriegswissenschaften. Er machte kriegstechnische Erfindungen; so ließ er drehbare Achsen für Haubitzen bauen und die vielgenannten Spießwagen, an denen sich die Angriffe der gefürchteten Reiter brechen sollten. Aber sein Herz war bei allen Werken landesväterlicher Fürsorge. Allein die Zeit machte ihn zum Kriegsmann; er bog ihr nicht feige aus wie die meisten Fürsten jener Zeit.

Anders als er war der Bischof von Straßburg, Erzherzog Leopold, eine kriegerische Natur. Der Markgraf mußte ihm schon 1610 durch einen Zug in das Elsaß entgegentreten, als Leopold gegen die Besetzung von Baden-Baden rüstete. Nun brach das Kriegsgewitter in Böhmen los. Georg Friedrich bewies sogleich, daß es ihm mit der Union, in der die anderen sich lahm erzeigten, ernst war. Erzherzog Leopold rüstete im Elsaß abermals Kriegsvölker, die an der Seite der Ligisten in Böhmen kämpfen sollten. Man hatte mit Zuzug aus dem spanischen Hochburgund zu rechnen. Georg Friedrich sperrte alle Rheinübergänge von Basel bis Straßburg und legte sich mit 10 000 Mann in ein befestigtes Lager bei Ihringen am Kaiserstuhl. Hier beobachtete er Dreifach, die in Habsburgs Händen befindliche vornehmlichste Rheinfestung. Noch stak in ihm die deutsche Ergebenheit vor der Kaiserkrone. Mit der Begründung, daß es kaiserliche Völker seien, die sich im Elsaß sammelten, ließ er als Reichsfürst sich hernach bestimmen, den Weg freizugeben.

Als dann aber General Spinola mit 24 000 Mann spanischer Völker an den Mittelrhein vorrückte und die Pfalz bedrohte, war er endgültig im Garnisch. Unter Spinolas Druck löste sich die Union im Mainzer Afford von 1621 auf. Georg Friedrich verweigerte die Unterschrift. Er war entschlossen, Widerstand zu leisten. Spanisches Kriegsvolk auf deutschem Boden, das war der Verrat Habsburgs! Er sah sich der Pflichten gegen die kaiserliche Krone entbunden, nachdem diese die Sonderbelange des eigenen Hauses mit fremden Truppen verfocht.

Die Kurpfalz war ursprünglich vom Kriegsleid verschont geblieben. Nun bedrängte sie Spinola. Die Spanier behandelten das keiserliche Land schlimm. Man wollte die Bewohner gewaltsam in den Schoß der römischen Kirche zurücktreiben. Die härtesten Mittel schienen recht. Auch Graf Ernst von Mansfeld, der Gegner des Kaisers, hatte sich über den Rhein gezogen. Er heerte im Elsaß und im Bistum Speyer in kaum gelinderer Weise; er war der heimatlose Soldnerführer. Am Neckar erschien der ligistische Heerführer Johann Tserklaes von Tilly, dessen militärische Laufbahn unter dem Prinzen Alexander Farnese angehoben hatte und der den Niederlanden entstammte, und zwar jenem Gebiet auf der Grenzscheide zwischen Wallonen und Flamen. Tilly nahm Neckargemünd und ließ die Bewohner größtenteils zusammenhauen. Ähnlich geschah es in Silsbach. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz erschien auf abenteuerlichem Weg, den er in Verkleidung vom Haag über Paris und Lothringen nahm, in seinem Stammland. Alles bereitete sich also zur Entscheidung vor.

Nun hob die größte Zeit Georg Friedrichs an. Die Spanier am gesegneten Rhein, mitten in Deutschland! Wenn des Nachbarn Haus brannte, so mußte auch das seine bald brennen. Er rüstete erneut. Die eigenen Regimenter wurden mit Landeskindern aufgefüllt. Das badische Volk war bereit, für die deutsche Sache zu kämpfen. Dem Markgrafen war es harte Pflicht; aber die Fremden mußten vertrieben werden. Die Union bestand nicht mehr; doch sein Gewissen fühlte sich an den Gedanken gebunden, der sie einst zusammenführte. Um sein Land nicht in die Kriegsnöte zu ziehen, übertrug er die Regierung auf seinen Sohn, der sie als Markgraf Friedrich V. übernahm. Der Musterungsplatz war bei Knielingen. Vor allem zogen ihm die Herzöge Wilhelm und Friedrich von Sachsen-Weimar mit ihren Regimentern zu; Herzog Bernhard war als 18jähriger mit ihnen und betrat hier zum erstenmal den Kriegsschauplatz. Es kamen der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, der Wild- und Rheingraf Otto, Herzog Magnus von Württemberg. Wer selbstlos und ohne Bedenken deutsch war, fand sich im Lager des Markgrafen ein. Er zog sie durch seine lautere Natur an, nicht der Mansfelder, auch nicht der tolle Christian von Halberstadt.

Georg Friedrich beging gleich zu Anfang einen entscheidenden Fehler. Die Heere Tillys und Mansfelds begegneten sich am 27. April 1622 bei Mingolsheim unfern Wiesloch. Die Weimariſchen Brüder hatten Mansfeld ihre Regimenter zugeführt, Georg Friedrich nicht. Tilly wurde geschlagen, zur Vernichtung reichete es nicht hin, da die badischen Truppen fehlten. Es sollte Georg Friedrich zum Verhängnis werden. Tilly zog sich ostwärts an den Neckar und vereinigte sich mit den Spaniern unter Cordova, der den zurückgerufenen Spinola im Oberbefehl ersetzt hatte. Markgraf Georg Friedrich wollte ihn stellen. Die Weimariſchen Regimenter zogen jetzt mit ihm. Friedrich von der Pfalz veranlaßte das Heer des siegreichen Mansfeld, zum Markgrafen zu stoßen, damit sie den Feind gemeinsam schlugen. Die beiden Fürsten konnten sich aber nicht über den Oberbefehl verständigen; Georg Friedrich mochte dem etwas windigen Pfälzer nichts zutrauen. Dem Edelmann Mansfeld wollten

die Fürsten sich nicht unterstellen, obwohl er der erfahrenere Heerführer war. Die badischen Truppen sollten die vereinigten Feinde allein bestehen. Mansfeld zog ab, um Ladenburg zu belagern.

Im Feld vor der alten Kaiserstadt Wimpfen begegnete Georg Friedrich den Heeren Tillys und Cordovas (6. 5. 1622). Diese hatten schon den beherrschenden Dornetwald auf der Höhe besetzt. Der Markgraf schlug seine Wagenburg drunten im Tal eines Baches auf. Die Spieße starren nach allen Seiten und harrten der Reiter, die sich in ihnen verbluten sollten. Dort massierte er auch sein Geschütz. Die Pulverwagen waren hier zusammengefahren. Die Reiter scharmutzerten einige Stunden auf der Höhe. Tilly konnte nicht glauben, daß Mansfeld abgezogen sei. Als er darüber endlich Gewißheit erhielt, führte ihm eben Graf Adam Serberstorff noch einen größern Truppenkörper zu. Nun setzte Tilly seine Mannschaft zum Gewaltangriff auf die badische Stellung an. Die Regimenter des Markgrafen schlugen sich so hervorragend, daß Ligisten und Spanier zurückgehen mußten. Doch der Gegenangriff scheiterte. Die Badener waren so erschöpft, daß sie nicht mehr den Gang stürmen konnten. Tilly setzte gegen Abend zum zweiten Angriff an. Gleich zu Beginn schlug eine Geschütz-Kugel in einen Pulverwagen des Markgrafen. Die ganze Wagenburg ging in die Luft. Das Regiment zu Fuß des Herzogs Wilhelm von Weimar wurde völlig vernichtet, der Markgraf selber im Gesicht verwundet. Die Reiter konnten ihre scheuenden Pferde nicht halten. Die verzweifelten Attacken sich sammelnder Kornetts nützten nichts mehr. Die Schlacht war verloren. Der Obrist Pleikard von Helmstadt deckte mit dem weißen Regiment den Rückzug seines Landesherrn. Die Tapferen opferten sich. Sie wurden aufgerieben. Bei diesem Regiment standen besonders viele Pforzheimer. Daraus entstand wohl die Sage vom Opfertod der 400 Pforzheimer.

Die Herzöge von Weimar führten die Trümmer ihrer Regimenter auf die freie Reichsstadt Heilbronn zurück. Diese schloß ihnen aber die Tore. Markgraf Georg Friedrich hatte bis zuletzt ausgehalten und war dann mit den noch vorhandenen Regimentern abgezogen. Geschütz, Fahnen, Standarten, den Kriegsschatz, alles ließ er in der Hand des Feindes. Andern Tags erschien er in Stuttgart. Bald war er wieder in Durlach. Er zog nun Mansfeld zu. Ladenburg wurde im Sturm genommen und dann auch Darmstadt. Hier erwarteten die beiden Christian von Halberstadt. Dieser verweilte sich aber mit Brandschazungen und wurde dann von Tilly bei Höchst am Main geschlagen. Kurfürst Friedrich V. gab seine Sache verloren und entließ den Mansfelder aus seinen Diensten. Tilly nahm Heidelberg im Sturm.

Georg Friedrich entließ seine Truppen und zog sich auf die Hochburg bei Emmendingen zurück, während sein Sohn Friedrich nach Stuttgart ging. Damit war die Markgrafschaft Baden-Baden verloren. Markgraf Wilhelm, der sich in Wien aufgehalten, zog hier ein. Die evangelischen Geistlichen mußten das Land verlassen, während Georg Friedrich die katholischen geschont hatte. Als nach der Schlacht von Lützen Friedrich V. noch einmal wiederkehrte, wurden wiederum die Jesuiten vertrieben und der katholische

Gottesdienst eingeschränkt. Wenn man auch nicht voll vergalt, es war doch ein unseliges Schaukelspiel, bei dem das Volk zum Leidtragenden wurde. Georg Friedrich mußte endlich nach Genf weichen. Der calvinische Rat wollte dort nicht dulden, daß er in seiner Wohnung lutherischen Gottesdienst hielt. Der Markgraf setzte den Wanderstab weiter und fand eine Zuflucht in dem savoyischen Tonnon.

England und Dänemark traten an der Seite der anderen Nordvölker in das große Weltringen ein. England stellte vor allem Hilfgelder zur Verfügung. König Jakob I. bat den Markgrafen Georg Friedrich, auf englische Kosten 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferd zu werben. Der Markgraf ging auf das Angebot ein. So erschien er im Dänischen Krieg an der Seite des Königs Christian. Das Auftreten Wallensteins war die böse Überraschung in diesem Kriege. Mansfeld wurde von ihm an der Dessauer Brücke geschlagen, Christian selbst von Tilly bei Lutter am Barenberge. Georg Friedrich hatte die Aufgabe, die Savellinie mit den festen Punkten Havelberg, Rathenow und Brandenburg zu halten. Herzog Bernhard von Weimar, jetzt 22jährig, war ihm beigegeben. Noch einmal wirkten so die beiden Männer zusammen, die sich tief in die Geschichte des Oberrheins einzeichneten. Sie hielten die Savellinie, bis König Christian sich im Jahr 1627 zurückzog. Um

eine Umgehung zu vermeiden, mußten sie nach Mecklenburg weichen. Sie schifften die Armee in Wismar ein. Sie hofften, sich in Holstein mit Christian zu vereinigen, und landeten dort. Graf Schlick verlegte ihnen aber mit den Kaiserlichen den Weg und rief ihre Truppen bei Zeilighafen auf (Herbst 1627). Kaum retteten sich der Markgraf und der Herzog. Das Glück war nicht mit Georg Friedrich.

Der Markgraf verzweifelte an der Rettung Deutschlands. Der 54jährige mochte sich aber nicht unterwerfen. Er ging nach Straßburg, wo er das Haus Drachensfels unfern der Sankt Nikolausbrücke besaß. Dort verbrachte er seine Tage mit dem Studium der Heiligen Schrift. Er hat sie 58mal vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, schlossen Georg Friedrichs Söhne sich ihm an. Der Vater erlebte noch den Schlachtentod seines Jüngsten, des Markgrafen Christoph. Als dieser vor Ingolstadt an der Seite des Schwedenkönigs ritt, riß eine Kanonenkugel ihm den Kopf weg.

Georg Friedrich sollte wohl den Siegeszug Bernhards von Weimar, aber nicht mehr dessen frühen Tod erleben. Ein Fieber nahm ihn am 14. Scheidung 1638 in Straßburg hinweg. In seinem Testament fand sich der Satz: „Die Juden sollen aus allen badischen Landen ausgetrieben und niemals wieder in dieselben aufgenommen werden.“

Erich Otto Junf **Wer du auch bist...**

**Wer du auch bist, ob Knecht, ob Kaiser,
du bist von vielem Wert umhegt,
das dich, wie starker Stamm die Reiser,
geduldig durch die Tage trägt;**

**denn wenn du früh die Augen weitest,
wenn du zu Mittag lobst das Licht
und abendlich dich müd entkleidest,
du lebst durch die erfüllte Pflicht**

**der Brüder, die im Dunkeln dienen
mit ihrer Hände schwerem Schlag
dem Gang der rasenden Maschinen
auf hoher See und unter Tag.**

Aufruf!

In wenigen Wochen wird das Haus der deutschen Erziehung feierlich eingeweiht. Die deutsche Erzieher-schaft wird in diesen Tagen mit Stolz auf ihr Werk blicken, ein Werk, das von der Opferbereitschaft der gesamten deutschen Erzieher spricht.

Wir waren unseren Kameraden in den anderen Gauen nach der Machtübernahme Vorbild. Wir haben uns zuerst über alle trennenden Schranken hinweg im NSLB zusammengeschlossen. Wir fühlen uns auch heute verpflichtet, im Opfern nicht hinter den anderen zurück-zustehen. Ich rufe Euch auf zur Spende für das Haus der deutschen Erziehung.

Der Gauamtsleiter:

Hindley

